This is a digital copy of a book that was preserved for generations on library shelves before it was carefully scanned by Google as part of a project to make the world's books discoverable online.

It has survived long enough for the copyright to expire and the book to enter the public domain. A public domain book is one that was never subject to copyright or whose legal copyright term has expired. Whether a book is in the public domain may vary country to country. Public domain books are our gateways to the past, representing a wealth of history, culture and knowledge that's often difficult to discover.

Marks, notations and other marginalia present in the original volume will appear in this file - a reminder of this book's long journey from the publisher to a library and finally to you.

Usage guidelines

Google is proud to partner with libraries to digitize public domain materials and make them widely accessible. Public domain books belong to the public and we are merely their custodians. Nevertheless, this work is expensive, so in order to keep providing this resource, we have taken steps to prevent abuse by commercial parties, including placing technical restrictions on automated querying.

We also ask that you:

+ *Make non-commercial use of the files* We designed Google Book Search for use by individuals, and we request that you use these files for personal, non-commercial purposes.

+ *Refrain from automated querying* Do not send automated queries of any sort to Google's system: If you are conducting research on machine translation, optical character recognition or other areas where access to a large amount of text is helpful, please contact us. We encourage the use of public domain materials for these purposes and may be able to help.

+ *Maintain attribution* The Google "watermark" you see on each file is essential for informing people about this project and helping them find additional materials through Google Book Search. Please do not remove it.

+ *Keep it legal* Whatever your use, remember that you are responsible for ensuring that what you are doing is legal. Do not assume that just because we believe a book is in the public domain for users in the United States, that the work is also in the public domain for users in other countries. Whether a book is still in copyright varies from country to country, and we can't offer guidance on whether any specific use of any specific book is allowed. Please do not assume that a book's appearance in Google Book Search means it can be used in any manner anywhere in the world. Copyright infringement liability can be quite severe.

About Google Book Search

Google's mission is to organize the world's information and to make it universally accessible and useful. Google Book Search helps readers discover the world's books while helping authors and publishers reach new audiences. You can search through the full text of this book on the web at `http://books.google.com/`

301.e.
4
35.

6000837138

Gottesidee und Cultus

bei den alten Preussen.

Ein Beitrag

zur vergleichenden Sprachforschung.

BERLIN 1870.

Verlag von W. Peiser,

August-Strasse 73.

301. e. 35,

Es scheint auf den ersten Anblick in einer Untersuchung über die Götter und den Cultus der alten Preussen wenig Erspriessliches zu liegen. Dieses Volk hat keine historische Rolle gespielt; es ist auf ein mässiges Gebiet beschränkt gewesen und was wir von seiner Eigenart, seiner Bildung wissen, lässt es uns zu einer Zeit, wo andere Völker des Westens schon in staatlicher Beziehung, in Kunst und Wissenschaft vorgeschritten waren, als noch auf einer sehr niedrigen Stufe der Cultur stehend erscheinen. Der deutsche Orden strich es vollends von der Tafel der lebensfähigen Völker.

Morsch kann es indessen nicht gewesen sein, denn fast 80 Jahre widerstand es den Angriffen moderner und fanatischer Kriegführung.

Aber es fiel vor den Ideen einer neuen Zeit und eines mächtigeren Glaubens.

Gerade diese Momente aber sind es, welche dem alten Volke der Pruzen (Schleuderer) unser Interesse bewahren. Das fruchtbare Gebiet an der Küste der Baltischen See und an der Weichsel in welchem es nach langem Zuge aus der indischen Heimath eine neue Stätte fand, bot viel Günstiges. Der mächtige Weichselstrom an welchem die Wogen des Völkerzuges von Osten her sich gebrochen haben mögen, gewährte gegen Westen viel Schutz. Im Süden nach dem heutigen Polen hin, scheinen Sümpfe, Wälder und unwegsame Haiden sowohl eine Vermischung mit den Nachbarn Slavischen Stammes erschwert, als auch das wie es scheint nicht eben freundnachbarliche Verhältniss zu jenen, auf kleinere Fehden mit denselben (Masoviern) beschränkt zu haben, die nie eine solche Ausdehnung gewannen, dass sie eine Umgestaltung der Verhältnisse des ganzen Volkes zur Folge gehabt hätten. Im Norden dagegen bot die lange Seeküste die vortrefflichste Gelegenheit zu einem freundlichen Verkehr mit andern Völ-

kern, der offenbar im Laufe der Zeit den Pruzen ein anderes Element, das scandisch-germanische oder gothische zuführte, mit welchem sich diese in eigenthümlicher Weise amalgamirten. Die Ueberlieferungen, wie sie in den ältesten Chroniken niedergelegt sind, und die man zum Theil ohne ausreichenden Grund angezweifelt hat, deuten vielfach darauf hin. Fast deutlicher sprechen aber noch die unvergänglichen Zeugen, die Steine; diese Grabkammern mit ihren Urnen und Geräthen, diese Steinsetzungen und Wälle, welche wir in Preussen und in Scandinavien, in Jütland und Brittannien finden, wie wären sie überall fast dieselben, wenn wir nicht annehmen wollen, dass entweder eine Stammeseinheit den Völkern in jenen Ländern irgendwie zu Grunde lag, — oder dass es im Leben derselben eine Periode gegeben hat, worin, sei es durch Krieg, durch Auswanderung oder durch langen friedlichen Verkehr und gemeinsame Interessen veranlasst, eine sociale und intellectuelle Verschmelzung, oder mindestens eine Uebertragung gewisser Volksanschauungen, Gebräuche und Gewohnheiten von dem einen Volk auf das andere stattgefunden haben muss; ein Vorgang, eine Wandelung, für welche man zwar manche Analogie anführen könnte, die aber zur Zeit noch nicht klar liegen, dennoch aber ausser allem Zweifel sind.

So finden wir das alte Volk der Pruzen in einer fast isolirten Stellung. Dank derselben hat es seine Sprache, seine Götter, seine Gebräuche in einer eigenthümlichen Reinheit und Einfachheit sich erhalten. Die Sprache der alten Preussen (wir wollen es vorläufig als sicher gelten lassen, dass die auf uns gekommenen Ueberbleibsel des Katechismus von 1561 die Sprache der alten Preussen enthalte, obwohl sich Zweifel nicht abweisen lassen) — die Sprache der alten Preussen und die noch lebende der, ihnen jedenfalls sehr nahe stehenden, Litthauer und Letten sind die einzigen, welche die Formen der indischen Ursprache, des Sanskrit, wie sie in den Veden auf uns gekommen ist, in merkwürdiger Reinheit und Ursprünglichkeit bewahrt haben. Hieraus aber sind die wichtigsten Folgerungen herzuleiten. Ein Volk, welches auf einer Wanderung aus den Gefilden Mittel-Asiens nach den Gestaden der Baltischen See, also auf einem Wege von etwa 1500 Meilen, bedrängt von andern Völkern und während einer Wanderungsdauer einiger Jahrhunderte, seine Sprache in dem Maasse conservirt hat, muss eine Eigenart, eine Organisation in physischer und

socialer Richtung besessen haben, von der wir uns in diesen modernen Zeiten kaum mehr eine richtige Vorstellung machen können. Wenn wir schon zu der Annahme genöthigt sind, dass dieses Volk überaus beharrlich, zäh, ausdauernd, tapfer, gut organisirt, klug geleitet gewesen sei, weil es sonst nicht so fast unversehrt und geschlossen in Europa eine neue Heimath gefunden hätte, so werden wir doch nicht anders als mit einem gewissen Staunen bei der Ursprünglichkeit, Unmittelbarkeit und Naivität verweilen können, welche uns aus der Sprache, dem Wesen, dem Glauben, der Sitte dieses Volkes anblicken, wie sie uns nicht allein durch die Nachrichten aus der Ordenszeit überliefert sind, sondern wie sie dem aufmerksamen Forscher heute noch in den Ueberbleibseln litthauischen Stammes, in Volksliedern, in Sitten und Gebräuchen, ja in Körper und Geist der sogenannten Alt-Preussen erscheinen. Eine gesunde originale Natur ist nicht zu tödten, weder im Individuum, noch im Volke und die Natur selbst hat ihr Leben und ihre Tradition auf Jahrtausende hin. Aus einer so prägnanten Conservirung der Sprache, als des Gesammtinhalts aller Perception und Intelligenz, kann folgerichtig auch mit Sicherheit auf ein ebenso weitgehendes Festhalten der religiösen Anschauung, und ebenso der Sitten und Gebräuche geschlossen werden. Die Sprache und die Eigenart eines Volkes, wie sie in ihren verschiedenen Richtungen zur Erscheinung gelangen, unterliegen denselben Phasen und Gesetzen der Wandelung. Es kann hier nicht ein Stehenbleiben, dort ein Anderswerden zugegeben oder gedacht werden, wenn man nicht ein Volk zu einer ungeistigen Materie herabdrücken will.

Diese Folgerungen sind von Erheblichkeit für die Wissenschaft und sie haben viel Tragweite. Das Volk der alten Preussen ragt wie kein anderes aus den indischen Urzeiten in die europäische Welt hinein, — eine Ruine eigenthümlicher Art, überaus einfach und — Dank dem Character dieses nordischen natürlichen und naiven Stammes — nicht entstellt durch das leichte Spiel der Phantasie, durch geschäftige Combinationsgabe, romantischen Aufputz und überschüssigen Volkswitz wie sie sich in der Gestaltung der aus der Urheimat Indien nach dem Süden Europas herübergekommenen Stämme in mannigfacher Beziehung verhüllend und verschönernd geltend gemacht haben.

Indem wir, wie wir nicht anders können, den unumstösslichen

Resultaten der Sprachforschung folgend, zugeben, dass sich in der Sprache der alten Preussen (und ihrer verwandten Stämme) ein bedeutender Kern der alten indischen Ursprache conservirt habe, müssen wir auch consequent als richtig annehmen, dass sich ebenso in diesem Volke ein gut Theil uranfänglicher geistiger Anschauung, Reflexion, Sitte und Cultus erhalten habe, und zwar rein und original erhalten habe in dem Maasse, wie die Sprache reiner und originaler bei diesem Volk als bei anderen, in demselben Verhältniss als die Sprache eine Wandelung von dem Urstamm ab nach den Neubildungen staatlichen und socialen Lebens hin, erfahren hat und damit eine Sprache für sich, eine vollständige Neubildung, geworden ist.

Ehe wir aber mit diesen Folgerungen weiter schreiten, bedarf es einer Verständigung über die Beziehungen zu der Aufgabe, die hier vorliegt.

Es wäre eine nicht ganz richtige Vorstellung, wenn wir den geistigen Inhalt dessen was wir in dieser Zeit Religion, Gottesanschauung, Gottesidee nennen auf jene Urzeiten übertragen und den Formen oder Personifizirungen der Götteranschauung des hohen Alterthums bei Indiern, Egyptern, Griechen, Römern einen geistigen Inhalt nach der Potenz und Intensivität jüdischer oder christlicher Auffassung, wenn auch nur verhüllt innewohnend, beimessen wollten. Wenn auch Manches und man darf vielleicht sagen sehr Vieles in dem Ideenkreise des Monotheismus und selbst der gereinigteren Religion nichts mehr und nichts weniger ist als ein Erbstück jener naiven urmenschlichen Auffassung, so werden wir doch, abgesehen von einem kleinen Kreise bestimmt hervortretender Vorstellungen, in denen alle alten Völker übereinkommen, die aber desswegen noch nicht die Religion als solche ausmachen, den Göttercultus des Alterthums als nicht geistig, als inhaltlos bezeichnen können, aber naiv und natürlich, urwüchsig, wie die Vorstellung des Volkes, welches ihn sich schuf. Ob eine Befriedigung des Menschenherzens und Gemüthes dadurch vermittelt wurde und welcher geistige Prozess dabei statthatte, welche endlichen Wirkungen daraus hervorwuchsen, ist um desto schwieriger klar zu legen, je mehr uns, wie wir es ja nun in immer höherem Grade inne werden, eben dasjenige abhanden gekommen ist, was die Grundnatur der alten Völker ausmachte, — die Unmittelbarkeit, Einfachheit, Natürlichkeit und Naivetät der Vorstellung sowohl

wie des sprachlichen Ausdrucks. Wollen wir das Leben, die Vorstellungsweise, den sprachlichen Ausdruck jener Urvölker nur einigermassen auffassen, so müssen wir uns ihrem Zustande anpassen, wir müssen uns so gut es geht zurückschrauben und ein gut Theil der abstracten Vorstellungen und Begriffe, die den gewohnten Inhalt unseres geistigen Lebens und Seins ausmachen, daheim lassen, um dafür die naiven Concreta einzutauschen und aus ihnen heraus das Verständniss finden; wir müssen uns die Phantasie und Combinationsneigung jener Urnaturen anzueignen suchen, um die nothwendige Fähigkeit zu erlangen, Vorstellungen, sprachliche Ausdrücke und Objecte mit einander intellectuell zu verbinden, die uns Modernen ganz disparat und conträr erscheinen.

Was wir jetzt gewohnter Weise mit dem sehr weiten Ausdruck „Mythologie" bezeichnen und damit den Begriff „Religion" verbinden, umfasst viel mehr und etwas durchaus Anderes als Göttersage oder Götterverehrung allein und ausschliesslich. Man muss der Mythologie nicht die engen Grenzen stecken, welche der Schulbegriff gewohnter Weise gezogen hat. Die specielle Wissenschaft ist längst über diese enge Begrenzung hinaus und es ist an der Zeit, dass sich auch in unserem modernen Leben ein anderes Verständniss der Mythologie und ein anderes Verhältniss zu ihr herausbilde.

Die Gottesidee, das Werden der Götter (Theogonie), die Weltschöpfung, die Vermenschlichung der Götter, ihr Leben mit der Welt und den Menschen (Mythologie) können im Allgemeinen, wenn man einmal fixiren will, als der Inhalt einer Mythologie angenommen werden. Man muss sich nur davor hüten damit den Begriff zu verbinden, dass dies nun „die Religion" nach unserem Sinne gewesen sei, die wir auf einen im Ganzen genommenen scharf begrenzten Ideenkreis beschränken, und bereit sind, einen solchen analog auch bei den alten Völkern vorauszusetzen. Dieser Irrthum ist begangen und er macht sich heut noch vielfach geltend. Er hat viel verschuldet.

Die Mythologie hat im Allgemeinen den Inhalt wie wir ihn vorhin beschrieben; aber — sie umfasst noch viel mehr und viel Anderes, was sich ganz und gar nicht unter den Begriff Gottesverehrung oder Religion subsummiren lässt. Wir dürfen keinen Augenblick vergessen, dass wir es mit Naturkindern zu thun haben, welche in anderer Weise sahen, hörten und verstanden und in

anderer Weise sich darüber ausdrückten, als wir. Das Maass, die Unmittelbarkeit und Tiefe der Eindrücke waren durchaus andere und die Sprache reflectirte diese Eindrücke in einer andern Weise und Beziehung. Je mehr diese Eindrücke und Wahrnehmungen dem Gemüth der Naturkinder imponirten, sie fesselten, ihr Denkvermögen herausforderten, ihnen wohl oder wehe thaten, desto geneigter waren sie, den Begriffen und Bezeichnungen dafür eine hervorragende Stelle in ihrem Volksleben allmählig und fast unbewusst einzuräumen, denn an eine Absichtlichkeit, gar an ein Construiren a priori kann nicht gedacht werden, es würde sich gar nicht mit der Natürlichkeit der Menschen und Zustände vereinigen lassen. Die Summe dieser Eindrücke und Reflexionen bildet in weiterem Sinne den Inhalt dessen, was wir mit dem Ausdruck „Mythologie" bezeichnen, sehr entfernt von demjenigen Inhalt, den wir unter dem Ausdruck Gottesverehrung oder Religion verstehen. Es ist das mönchische Christenthum allein, welches in die natürliche, schlichte Auffassung jener Naturmenschen einen Sinn hineingelegt hat, der gar nicht damit verbunden werden kann, wenn man nicht diese naturwüchsigen Urmenschen zu mittelalterigen Theologen und Philosophen umstempeln will. Es ist hohe Zeit, dass wir einer durchaus anderen Auffassung, wo es auch sei, Raum geben.

In der Mythologie im weiteren Sinne finden wir sonach kosmische und tellurische Wahrnehmungen und Beobachtungen, Erfindungen, Verbesserungen, besondere Ereignisse, gesetzliche Einrichtungen, Beziehungen zu benachbarten Völkern, Erzählungen von bedeutenden Personen aus dem langen Leben eines Volkes niedergelegt, freilich aber in einer Form die uns induzirt darunter etwas anderes zu verstehen und einen andern Sinn hinein zu legen.

Das Romantische, Poetische, Barocke und Wunderliche in diesen Ueberlieferungen verleitet uns anzunehmen, wir hätten es mit Poesien, Allegorien, symbolischen Figurationen zu thun, die wohlweislich ersonnen seien, um darin gewisse Wahrheiten zu verhüllen. Diese Ansicht, welche bis in die neueste Zeit hinein Geltung hatte, kann als eine von der Wissenschaft tief erschütterte, wenn nicht überwundene bezeichnet werden, nachdem die vergleichende Sprachforschung auf die Urquellen zurückgehend angefangen hat, dieses mythologische Chaos zu beleuchten und zu entwirren. Die Wege, welche Jac. Grimm, Max Müller, Kuhn, Mich. Brèal u. A.

vorgezeichnet und geebnet haben, werden ohne Zweifel zum Ziele führen. Die vergleichende Sprachforschung allein ist es, welche das Räthsel zu lösen vermag und in ihr allein wird die rationelle Möglichkeit geboten, jene Gestaltungen alter Götterlehre zu verstehen, zu erklären und in uns verständliche Formen zu übertragen. Jeder andere Weg führt nur zu Ergebnissen, die vor der Kritik nicht bestehen können und die an und für sich auch Nichts Befriedigendes liefern. Wir können nicht umhin hier an den characteristischen Ausspruch Max Müllers zu erinnern: Die Mythologie, welche das Gift der antiken Welt war, kann in der That als eine Krankheit der Sprache aufgefasst werden. Mythos bedeutet eigentlich ein Wort, aber ein Wort, das als Name oder Attribut eine substantiellere Existenz annehmen durfte. Die meisten der griechischen, römischen, indischen und anderen heidnischen Götter sind nichts als poetische Namen, die nach und nach eine von ihren ersten Erfindern (?) gar nicht in Betracht gezogene göttliche Persönlichkeit annahmen.

Um aber die bedeutenden Wirkungen der vergleichenden Sprachforschung und ihren innigen Bezug zur alten Götterlehre zu verstehen, bedarf es noch einer Erörterung über den Zustand der Sprache in jenen Urzeiten. Selbstverständlich kann ich mich an diesem Orte nur darauf beschränken, den Gegenstand nur insoweit zu berühren, als er mit der Aufgabe dieser Schrift in Verbindung steht und auch nur in dem Maasse, als es erforderlich sein möchte, um in einer leichten Skizze ein Bild von der Flüssigkeit und Weichheit der Sprache im Urzustande zu entwerfen, desto schwerer für unser Verständniss, da wir es fast nicht für möglich halten, dass das innerste Wesen die Natur der Sprache je anders gewesen sein könne als in der Gegenwart. Ich erinnere daran, dass wir das Sanskrit als die Ursprache erkannt haben und darauf hingewiesen ist, dass der Sprachstamm der Litthauer und Letten vorzugsweise die Verwandtschaft mit dem Sanskrit unmittelbar und rein bewahrt hat. Auch in den slavischen Dialecten steckt noch viel von indischer Ursprache. Hieran anlehnend will ich anstatt einer weitläufigen Erörterung einen sehr einfachen Vorgang mittheilen, welches mir besser als vieles Andere geeignet scheint, den natürlichen Zustand der alten Sprache arischer Völker deutlich zu machen. — Ein Missionair, der lange in Indien thätig war und mit welchem ich mich über die jetzt gangbare Sprache

der Hindus, das Hindustani, unterhielt, antwortete mir auf meine Frage, wie im Hindustani „der Himmel“ heisse, Folgendes: Diese Frage lässt sich in dem Sinn, wie sie gestellt ist, nicht beantworten. Sie glauben mir ein deutsches Wort, ein Abstractum zu geben und ich soll Ihnen ein indisches Abstractum dafür liefern. Das geht nicht. Ihr Wort „Himmel“ ist an und für sich etwas Anderes als Sie glauben. Sie hätten mich ebenso gut nach „Hemd“ fragen können; es ist fast dasselbe. Himmel und Hemd haben dieselbe indische Wurzel; sie bezeichnen beide das deutsche „Bedecker“. — Damit ist nun Ihrem deutschen Begriff „Himmel“ nicht gedient. Aber der Indier hat keine Abstracta, er fasst vielmehr die Sachen so auf und benennt sie so, wie sie ihm in verschiedenen concreten Fällen erscheinen. So hat er für „Himmel“ wohl zehn verschiedene Worte, je nach der Situation. Der Himmel ist ihm: der Glänzende, der Strahlende, der Blaue, der Bedecker, der mit Sternen besäete, der Raum da die Wolken ziehen u. s. w. Selbstverständlich fehlt dem Indier auch der Ideenkreis, den der Deutsche mit dem Wort „Himmel“ verbindet; ich kann den Ausdruck in meinen Predigten nur selten brauchen und dafür dann nur das Wort wählen, welches gerade die Eigenschaft bezeichnet, auf die es in einem ganz concreten Fall ankommt. Ich habe mich als moderner Deutscher im Anfange meiner Thätigkeit nur sehr schwer in den Gebrauch dieser Concreta statt unserer Abstracta und Collectiva hineinfinden können, zumal der Hindu es liebt und seine Sprache es ihm leicht macht, dort wo wir ein Eigenschaftswort oder ein Participium setzen ein Substantiv anzuwenden z. B. statt der Regen gebende, der Regner.

So weit der Missionair. Ich meine diese Mittheilung über den Zustand, in welchem heute noch die Sprache und Anschauung eines naiven Volkes sich befindet, eines Volkes in jener Urheimath der europäischen Völkerfamilien, eine Sprache redend, welche der Wurzelsprache unserer modernen Welt am Nächsten steht, — ich meine diese Mittheilung ist geeignet ein Bild zu geben von dem Zustande der Sprache und von der Perception in jenen Urzeiten als die Arier ihre Wohnsitze in Asien verlassen und eine neue Heimath in Europa gefunden hatten. Was wir heute noch in dieser Beziehung an den Hindus wahrnehmen, was ist es anders als ein altes Erbtheil aus jenen dunkeln Urzeiten, bei dessen Anblick der Geist jener Zeiten sich uns langsam enthüllt.

Diese Dissipation in der Sprache — wie ich es nennen möchte — dieses Zerstreuen und Zerlegen eines Gesammten in particulare Auffassungen, ist es nicht allein was wir in Betracht zu ziehen haben. Die elementare Natur der Ursprachen zeigt sich noch weiter in einer eigenthümlichen Flüssigkeit der Ausdrücke die uns Modernen zum Theil als Verwechselung, als quid pro quo, als Humor der Sprache, als Volkswitz und Volkspoesie erscheint. Wenn auch streng genommen eine Erörterung dieser überaus interessanten und wichtigen Partie dem Zwecke, wie wir ihn hier vor Augen haben, nicht dient, so erscheint sie doch im Allgemeinen zur Characteristik des Urzustandes der Sprache erforderlich. Aus der Naivetät mit welcher die alten Indier die Eindrücke und Bilder aus der sie umgebenden Natur in sich aufnahmen und in der Sprache sich zum Bewusstsein brachten, folgt ganz naturgemäss, dass sie zwei ganz verschiedenartige Erscheinungen, die aber beide in concretem Falle eine und dieselbe Eigenthümlichkeit der Wahrnehmung darboten mit gleichen Namen für diesen Fall benannten oder ein und dasselbe Wurzelwort auf sie anwendeten. Wolken und Kühe wandern dahin. So nannten sie Wolken und Kühe insofern sie eben „zogen“ wit einem und demselben Wort „Gehende“ gâvas.

Michel Brèal hat in seinem vortrefflichen Werk: Hercule et Cacus die Wirkungen dieser naiven und metaphorischen Ausdrucksweise dargestellt und an der sichern Hand vergleichender Sprachforschung in geistvoller Weise die Entstehung, Ausbildung und Wanderung der mythologischen Sage von Herkules und Cacus nachgewiesen, die einzig und allein in dem Doppelsinn des indischen Stammwortes „Gehende“ ihren Grund hat, und ursprünglich nicht in der leisesten Beziehung zu irgend einer religiösen Volksanschauung der Indier stand, im Laufe der Jahrtausende aber bei den Römern zu einem besondern religiösen Cultus ausartete oder sich metamorphisirte. Mich. Brèal hat als Einleitung zu dieser Untersuchung Betrachtungen über die seitherige Behandlung der Mythologie gegeben, die ganz geeignet sind, ein neues Licht auf den Gegenstand zu werfen und ihn unter einem ganz andern Gesichtspunkt erscheinen zu lassen. M. Brèal sagt u. A.:

„Um in die Frage vom Ursprunge der Mythologie die nothwendige Klarheit zu bringen, muss man sorgfältig „die Götter“, welche ein unmittelbares Product der menschlichen Intelligenz

aus der Figuration selbst, dies allein ist der richtige Weg der Erklärung und er ist nur an der Hand der Sprachforschung möglich. Eine Figuration muss in ihre Elemente aufgelöst werden, um sie zu verstehen, und das Element ist eben nur die Sprache, als Schöpfer und Träger der Idee, welche verkörpert erscheint.

Wenden wir nun diese leitenden Gesichtspunkte auf die Untersuchung der Frage an, welche wir an die Spitze gestellt haben, so ergiebt sich füglich die Art und Weise des Verfahrens, welches einzuschlagen sein wird, von selbst. Wir werden vor Allem erst die einfachste und naivste Form der Erscheinung einer mythologischen Figuration, als die wahrscheinlich ursprüngliche, auszuschälen haben, um dann auf sie die natürlichen und nahe liegenden Combinationen der Sprachforschung anzuwenden.

Ehe wir nun zur Sache selbst übergehen, wollen wir uns, um das Bild zu einem vollständigen zu machen, noch einen kleinen Seitenweg gestatten und in Kürze die seitherige Literatur, welche speciell mit den Göttern der „alten Preussen“ sich beschäftigt hat, skizziren.

Es wird hierbei zu unterscheiden sein zwischen den Quellen und der Kritik und Sichtung derselben. Auf die Quellen kommen wir später. Unter den alten Historikern, die den Gegenstand mit eingehender selbstbewusster Kritik behandelt haben, ist vor Allen Mag. Hartknoch (Alt und Neues Preussen 1684) zu nennen, dessen überaus fleissig und gründlich gearbeitetes Werk mit seinen für die damalige Zeit gewiss kostbaren Illustrationen alle Anerkennung verdient. Seine Kritik ist gesund und rationell. Selbst die Neueren können von ihm lernen. Er erkennt sofort mit richtigem Blick den Werth der Ueberlieferung, dass die preuss. Götter von den scandischen Gothen herstammen sollen. Die Preussen hätten diesen mythologischen Figurationen Namen aus ihrer eigenen Sprache beigelegt. Daher kenne Pet. Dusburg zwar die Götter, aber nicht die Namen; hierin liege kein Widerspruch. — Er prüft die Nachrichten des Sim. Grunau gründlich und scharf; wenn er ihm auch misstraut, so hält er ihn doch für sehr beachtenswerth.*)

*) Wir mögen es uns nicht versagen, hier Hartknoch selbst sprechen zu lassen. Nachdem er mit grosser Genauigkeit die alten Quellen durchmustert und geprüft hat, beschäftigt er sich eingehend mit der Ueberlieferung

Er unterzieht die preuss. Götter-Trias einem eingehenden Vergleich mit der skandischen. Potrimp ist ihm eine weibliche Figur er findet sie in der Frigga wieder. — Ausser dem Curcho kennt er noch Götter 2. und 3. Ordnung. —

---

des Sim. Grunau, welche sich auf die Schriften des Bischof Christian und des Domprobstes Jaroslaw gründen soll. H. sagt im A. u. N. Pr. Th. 1. Cap. VI: „Von den oben genannten drei vornehmsten Göttern ist allenthalben vor des Grunauen Zeiten ein tiefes Stillschweigen. Weil ich nun gesehen, dass vor dem 1521. Jahre nach Christi Menschwerdung (in welchem Jahre Grunau seine Chronik zu Ende gebracht) Niemand von diesen dreien Göttern etwas aufgezeichnet, habe ich mir fest eingebildet, dass dieses Alles des Grunauen Erfindungen sein, damit er ihnen bei den Nachkommen hat einiges Ansehen machen wollen. Widrigen Theiles aber ist mir dieses im Wege gestanden, dass ich gemerket, wie artig dieser altpreussische und vom Grunauen beschriebene Götzendienst mit der gothischen Religion übereinkomme. Nun hat aber Grunau nicht einst recht gewusst, dass allhier in Preussen die Gothen vor Zeiten gewohnt und hätte also dieses nicht erdenken können, wenn er dessen in den alten Schriften keinen Grund gefunden hätte. Dazu habe ich auch den Grunauen viel zu einfältig befunden, als dass er sollte von ihm selbsten solch einen ordentlichen und nach dem Gothischen so artig gerichteten Götzendienst erdenken. Derowegen habe ich mit allem Fleisse dahin getrachtet, damit ich selbst des Grunauen Chronik ganz bekäme und also sehen möchte, ob er nicht etwa anzeige, aus welchen Scribenten er solches geschöpfet u. s. w.“

H. fährt dann später fort:

„Ich will jetzt von dem Grunauen selbst schweigen, der auch wohl solche Schriften mag erdacht haben, damit es mit seinen Historien das Ansehen gewinnen möchte, als hätte er nicht, wie seine Vorfahren, gemeine Sachen zu Papier gebracht, sondern dass er desswegen allen anderen preussischen Scribenten vorzuziehen sei: Dass man in diese Gedanken komme, kann Manchen nicht allein das Stillschweigen der Alten veranlassen, sondern auch wenn man bedenket, dass diesem Allen des Dusburgs und Anderer Schriften ganz entgegen zu sein scheinen, wie schon oben davon Meldung geschehen. Als ich nun dieses von beiden Seiten wohl erwogen, ist mir dieses das rathsamste vorgekommen, dass man spreche: Zu den ältesten Zeiten, da noch die Gothen vor und nach Christi Geburt diese Länder inne gehabt, sei Percunos, Potrimpos, Picollos allhier angebetet, durch dieselben aber habe man nichts anderes verstanden, als die Sonne, den Mond und die Sterne, wie drunten davon zureichender Bericht geschehen soll. Hernach haben der Gothen ihre Nachkommen (die lithauischen Preussen) diesen Gottesdienst und diese drei Götter behalten, ihnen auch aus ihrer Sprache diese Namen gegeben, da sie vormals bei den Gothen vielleicht anders genennet worden; dieser Gottesdienst habe auch allhie in Preussen so lange gewähret, bis dass im elften Saeculo nach der heilwärtigen Geburt Christi Boleslaus Chrobri, König in Polen, die Stadt Romowe mit der grossen Eiche und ihren Göttern ver-

Joh. Voigt verfährt in dem Abschnitt „Religion und Götterdienst der Preussen“ mehr romantisch als kritisch prüfend. Eine „Religion“ glaubt er darstellen zu sollen. Er kommt schliesslich zu dem Resultat: Wir finden in Allem nichts anderes, als die Verkörperung des alten Naturdienstes, wie er allen rohen Völkern eigen ist; eine sinnbildliche Darstellung der verehrten und in das Bereich des Göttlichen erhobenen Naturkräfte in sinnlichen Bildnissen. Man sieht es dieser geschrobenen Resolution an, dass es J. Voigt schwer wurde, das Wesen der Sache lebendig zu erfassen. Hinter Hartknoch in kritischer Schärfe in dieser Partie zurückbleibend, erzählt er unbefangen, die drei Hauptgötter Percunos, Potrimpos und Pikollos als solche seien von Scandien nach Preussen importirt. Er zählt ferner die „niederen göttlichen Wesen“ auf und sucht sie, so gut es geht aus Lucas David, Hartknoch u. A. zu erklären; was er von etymologischer Erklärung beibringt, ist mühsam zusammengelesen und in vielen Fällen so wenig passend wie nur möglich, was ihm selbst nicht anzurechnen sein möchte.

Einer bei weitem fortgeschrittenen Auffassung begegnen wir in Töppens tüchtiger Arbeit: Geschichte des Heidenthums in Preussen und die letzten Spuren d. H. in Pr. (Neue preuss. Prov. Blätter 1846. Bd. 1, 2). In prägnanter Darstellung unterwirft er die Quellen einer eingehenden Kritik. Er legt dar, wie sehr die Ueberlieferungen eines Bischof Christian, Dusburg, Sim. Grunau, Luc. David durch den hierarchischen Charakter und die mönchische Anschauungsweise damaliger Zeit gefärbt sind. Er nimmt Sim. Grunau, den vielangefochtenen, in Bezug auf diese Ueberlieferung in Schutz, wie er es auch verdient. Er weist auf die Wichtigkeit des seither zu wenig gewürdigten Erasmus Stella hin und hebt ganz besonders hervor, dass es nothwendig sei, in der preuss. Mythologie zwei Perioden streng zu unterscheiden: eine frühere, in welcher nur Sonne und Mond und eine spätere (scan-

brannt. Hernach sei dieses von den Masuren vielleicht auch geschehen, so dass die alten Preussen endlich diesen Gottesdienst allezeit wiederum aufzurichten überdrüssig geworden und oftgedachten dreien Göttern andere vorgezogen, oder zum wenigsten keine Götzenbilder mehr gemacht, sondern Sonne, Mond und Sterne selbst angebetet. — Dieses ist nun also meine Meinung, welche ich doch nicht dergestalt verfechten will, dass ich Andere, die mich eines Bessern berichten wollten, nicht sollt beifallen.

dische) in welcher die bekannten Vielgötter verehrt wurden. Das Gewicht der Sage von Bruteno und Waidewut erkennt er und weist auf die Nothwendigkeit einer besonderen kritischen Bearbeitung hin. Er verweist die schon in halbhistorischem Gewande auftretende Nachricht über der Preussen Verhältniss zu den Masoviern, die Geschichte von Maso in das Reich der mythologischen Figuration.

In dem 2. Theil seiner Schrift giebt Töppen unter Beibringung neuer Quellen eine eingehende und lebensvolle Darstellung der religiösen Gebräuche der Preussen, wie sie sich bis zur Mitte des 16. Jahrhunderts etwa und später allmälig verschwindend, trotz harter Ahndung erhalten hatten. Die Bockheiligung wird hervorgehoben; das Treiben der Zauberer, Beschwörer und Waidler geschildert; ihre Verfolgung Seitens christlicher Obrigkeit und Kirche. Dahin war es mit dem Götterdienst der alten Preussen endlich gekommen; als krasser Aberglaube in traurigster Gestalt fristete er noch hier und da sein kümmerliches Dasein. Im Allgemeinen hat Töppen diesen letzten Spuren des Heidenthums vorwiegend seine Aufmerksamkeit zugewendet, ohne indessen Folgerungen zu ziehen, oder eine Erklärung zu versuchen. Bedeutender in der Anlage und förderlicher in den Resultaten, der vorgeschrittenen Forschung entsprechend, erscheint die Untersuchung „Zur altpreuss. Mythologie und Sittengeschichte“ welche Professor J. Bender in dem 2. und 3. Bande der altpreuss. Monatsschrift Königsberg 1865, sowie in einem Gymnas. Programm unter d. T. De veterum Prutenorum diis, der Oeffentlichkeit übergeben hat. — Als vorgestecktes Ziel stellt er hin: nicht das vorhandene Material zu vermehren, sondern es zu verwerthen, kritisch zu sichten und ihm eine allgemeine vergleichende Unterlage zu geben. Als Richtschnur nimmt er die, gewiss sehr begründete Anschauung, dass das alte Preussen, wenngleich von einem Urvolk lettischen Stammes bewohnt, doch nicht undeutlich in zwei sich unterscheidende Gebiete von jeher gesondert erscheint, welche der Pregel von einander schied. Das westliche zwischen Weichsel und Pregel scheine mehr dem Einflusse der Gothen offen gestanden zu haben, während der östlich des Pregels gelegne Theil mehr zu Letten und Lithauern gravitirte. Dem entsprechend bieten sich auch in mythologischer Beziehung wesentlich von einander verschiedene Erscheinungen in dem einen wie in dem anderen Gebiete dar und

es müssen hiernach die Quellen der Ueberlieferung auseinander gehalten werden. Die Quellen müssen ferner sorgsam nach den Zeiten, aus denen sie stammen und unter deren Einfluss sie verfasst sind, geschieden werden. Peter v. Dusburg, Sim. Grunau, Bischof Georg v. Polenz werden hier als charakteristisch bezeichnet, und sie bilden die wesentliche Folie der Untersuchung. Es knüpft sich hieran eine überaus interessante viele durchaus neue und überraschende Gesichtspunkte bietende völkervergleichende kulturhistorische Zusammenstellung, welche auch auf die vergleichende Sprachforschung Rücksicht nimmt. Er zieht eine Parallele zwischen keltischem Druidenthum und preussischem Kriventhum und weist treffende Uebereinstimmungen nach. Unbewusst tritt er in Nilssons, des vortrefflichen schwedischen Forschers, Fusstapfen. Eine gewisse Verwandschaft der Preussen und Kelten scheint hiernach sehr wahrscheinlich und würde auch in Tacitus ältester Nachricht nicht unwesentlichen Halt finden. — An die Kritik der Ueberlieferung des Sim. Grunau, welchem in dieser Beziehung Glaubwürdigkeit durchaus nicht abzusprechen ist, reiht sich nun eine nicht eben glückliche Untersuchung über die altpreussische Göttertrias; die ethnographische Vergleichung allein ist hier nicht an der Stelle, liefert überhaupt fast gar keine, mindestens schiefe Resultate. Die nur beiläufige und nicht richtig angewendete comparative Sprachforschung bringt durchaus irrige Ergebnisse. —

Gehen wir nun zu den Quellen über. Den Gesichtspunkten gemäss, die oben bezeichnet sind, werden wir dieselben nach den Zeiten zu sichten und zu beurtheilen haben, aus denen sie herstammen und nach den mehr oder minder reinen und unbeirrten Anschauungen, von denen die Ueberlieferer sich leiten liessen. Als reine und ursprüngliche Quellen über den Götterdienst und Cultus der Preussen vermögen wir nur zwei gelten zu lassen, Tacitus und Wulfstan. Tacitus sagt: An des suevischen Meeres rechtem Gestade werden die Völker der Aestier bespült: ihrem Brauche und ihrer Tracht nach sind sie Sueven; ihre Sprache aber steht der brittannischen näher. Sie verehren die Mutter der Götter. Etwas Ausgezeichnetes ihres Glaubens ist, dass sie Gestalten von Ebern tragen. Solches dient ihnen statt Waffen und jeglicher Schutzwehr und sichert den Verehrer der Göttin auch unter Feinden.

Wulfstans Reisebericht (etwa 890) nach Joh. Voigt: Es

ist Sitte unter den Esten, dass wenn Jemand gestorben ist, er Innen bei seinen Verwandten und Freunden unverbrannt einen zuweilen wohl auch zwei Monde liegen bleibt und zwar die Könige und andere vornehme Männer um so länger, je grösser ihr Reichthum ist, zuweilen dauert es ein halbes Jahr, dass sie unverbrannt bleiben und ausser der Erde in ihren Häusern liegen, und in der Zeit, dass die Leiche innen liegt, soll da Trinken und Spiel sein bis zu dem Tage, da man sie verbrennt.

Darauf an demselben Tage, an welchem sie ihn zu dem Scheiterhaufen tragen wollen*) da theilen sie seine Habe soviel davon nach dem Trinken und Spielen noch übrig ist, in fünf oder sechs zuweilen auch in mehre Theile, je nachdem davon noch übrig ist. Hierauf legt man sie vertheilt aus, den grössten Theil wenigstens eine (engl.) Meile vom Hofe entfernt, dann den zweiten, dann den dritten Theil, bis Alles auf die Weite einer Meile ausgetheilt ist. Doch der geringste Theil muss an dem Hofe liegen, wo der todte Mann befindlich ist.

Sodann versammeln sich alle diejenigen Männer, welche die raschesten Rosse im Lande haben, wenigstens in fünf oder sechs Meilen von der Habe. Nun sprengen sie alle auf die Habe los. Der Mann, der das schnellste Ross hat, kommt zu dem ersten und grössten Theile und so einer nach dem andern, bis Alles genommen ist. Der aber erhält den geringsten Theil, welcher am nächsten zum Hofe nach der Habe reitet. Dann zieht jeder seines Weges mit seiner Habe und darf Alles für sich behalten. Darum sind da die schnellen Pferde auch ungewöhnlich theuer.

Wenn nun also das Gut alles zerstreut ist, dann trägt man den Todten hinaus und verbrennt mit ihm Waffen und Kleider. Meistentheils aber wird alle seine Habe verschwendet durch das lange Darinliegen des Todten und durch das, was sie auf den Weg auslegen, wonach die Fremden reiten und es nehmen.

Es ist ferner Sitte bei den Esten, dass die Gebeine eines jeden todten Mannes, aus welcher Gegend er auch sei, verbrannt werden müssen, und wenn Jemand irgend ein unverbranntes Gebein findet, so muss man es mit etwas Grossem erbitten.**)

*) Donne the ylcan daeg hi hine to thaem ade beran villad — der Ausdruck ade für Scheiterhaufen ist ganz eigenthümlich. Sollte ade nicht Reisighaufen bedeuten?

**) Jos. Bosworth verbessert: so müssen sie eine bedeutende Sühne

Soweit Wulfstan von Hydaby.

Aus des Petrus von Dusburg 1326 in streng mönchisch-hierarchischem Sinne geschriebenen Chronik entnehmen wir Folgendes.*)

„Die Preussen hatten keine Kenntniss von Gott. Weil sie einfältig waren fehlte ihnen das Verständniss und weil sie keine Buchstaben hatten, konnten sie ihn sogar in den Schriften nicht erschauen. — — Und weil sie so Gott nicht kannten, daher verehrten sie aus Irrthum alle Creatur als Gott, namentlich die Sonne, den Mond und die Sterne, den Donner, das Geflügel, auch die vierfüssigen Thiere bis zur Kröte herunter. Sie hatten auch heilige Haine, Felder und Gewässer, so dass sie darin weder Holz fällten, noch ackerten, noch fischten. In der Mitte dieses verkehrten Volkes, nämlich in Nadrauen, war ein Ort genannt Romow, der seinen Namen von Rom herleitete, in dem wohnte ein Mann, den man Criwe nannte, welchen sie als Papst verehrten, weil, so wie dieser die gesammte Kirche regiert, so auch von jenem nicht allein die genannten Völker, sondern auch die Lethowinen und andere Völker des Landes Livonien regiert wurden. So gross war sein Ansehen, dass nicht allein er selbst, oder einer seiner Blutsverwandten, sondern sogar ein Bote mit seinem Stabe oder einem anderen bekannten Zeichen, der das Gebiet der Ungläubigen durchschritt, von den Königen, den Edeln und dem gesammten Volke in grosser Achtung gehalten wurde. Auch pflegte er, wie im Alten Bunde, ein ewiges Feuer. Die Preussen glaubten an die Auferstehung des Fleisches, aber nicht so wie sie sollten. Denn sie glaubten, dass wenn Jemand ein Edler oder Nichtedler, ein Reicher oder Armer, ein Mächtiger oder Geringer in diesem Leben gewesen, so werde er es auch nach der Auferstehung im Künftigen sein. Daher kam es denn auch, dass sie mit den gestorbenen Edeln dessen Waffen, Pferde, Sclaven und Mägde, Kleider, Jagdhunde, Jagdfalken und Anderes, was zum Kriegsdienst gehört, verbrannten. Mit dem niederen Volke wurde verbrannt, was zu ihrer Beschäftigung gehörte. Sie glaubten dass die verbrannten Sachen, mit ihnen auferstehen und so wie früher würden gebraucht werden. In Betreff jener Todten herrschte

vornehmen. — S. Wulfstans Reisebericht in Script. rerum Pruss. Bd. 1. Beilage 1.

*) Cronica terre Prussie in Script. rer. Pruss.

eine so teuflische Verblendung, dass wenn die Verwandten eines Gestorbenen zu dem Criwe, dem Papst, kamen, so fragten sie wehklagend, ob er nicht an einem Tage, oder in einer Nacht gesehen habe, wie Jemand (ein Verstorbener) bei seinem Hause vorbeigegangen sei, so beschrieb ihnen jener Criwe nicht allein ohne Umstände die Erscheinung des Todten in Kleidern, Waffen, Pferden und Gefolge, sondern erzählte ihnen auch zu grösserer Bekräftigung, dass er auf der Schwelle des Hauses ein Zeichen mit seiner Lanze oder einem anderen Instrument zurückgelassen habe. Nach einem Siege bringen sie ihren Göttern Opfer, und von Allem, was sie durch den Sieg erlangt haben, bieten sie den dritten Theil dem erwähnten Criwe, der Alles verbrennt. Jetzt noch verbrennen die Lethowinen und die anderen Ungläubigen jener Gegenden das erwähnte Opfer an einem heiligen Orte nach ihrem Ritus; aber bevor die Pferde verbrannt werden, werden dieselben so abgehetzt, dass sie kaum auf ihren Füssen stehen können. Die Preussen beginnen selten etwas Wichtiges, ehe sie nicht vorher das Loos geworfen und nach ihrer Sitte von ihren Göttern erkundet haben, ob es ihnen gut oder schlecht ergehen werde.

Ferner gehört hierher die Vertrags-Urkunde über den Frieden zu Christburg 1249, aus welcher wir nach Joh. Voigt, Gesch. Pr. Bd. 2, S. 627 folgenden Passus entnehmen:

8. Die Neubekehrten gelobten ferner auch dem Götzenbilde, welches sie jedes Jahr einmal aus gesammelten Früchten zu verfertigen pflegten und unter den Namen Curche göttlich verehrten, sowie allen andern Göttern, wie sie auch genannt sein möchten, fernerhin keine Weihopfer mehr darzubringen, sondern im Glauben an Jesum Christum und in der Unterwürfigkeit und im Gehorsam gegen die römische Kirche fest und standhaft zu beharren. Sie versprechen auch, dass sie künftighin die Tulissonen und Ligaschonen nicht bei sich halten würden d. h. jene verlogenen Menschen, jene Komödianten, welche gleichsam als Priester der Heiden bei den Begräbnissen der Verstorbenen fungirten und damit sie nicht durch die Strafen der unterirdischen Qualen gepeinigt würden, das Böse als gut darstellten, und die Todten wegen ihrer Diebereien und Raubzüge lobten, ebenso wegen ihrer Unsauberkeiten, Plünderungen und anderer Fehler und Vergehen, die sie im Leben verübt — und die Augen zum Himmel gewandt

mit lautem Geschrei lügnerisch vorgeben, sie sähen vor ihren Augen den Verstorbenen wie er mitten durch den Himmel auf einem Rosse fliegt, mit glänzenden Waffen geschmückt, in der Hand einen Falken haltend und mit grossem Gefolge in die andere Welt hinübergehend. —

Die Ueberlieferung des Sim. Grunau geben wir hier nach Bender genau wieder:*)

Im zweiten Traktat (Blatt 26b der Handschrift der Königl. Bibliothek in Königsberg 1550a) heisst es: „Der Götthin (d. i. Götter) waren iij Patollo, Patrimpo, Perkuno, in die stunden in einer eichen, die vj elen dicke war, diese eiche vnd die wonung des Cryven, Adir (d. i. oder) kyrwaidens mit Allen seinen Waidolotten das woren Priester sie nantten Riekoyto.“ Bl. 27a folgen die sogenannten „Brütenischen Satzungen“ Primo heisst es: „Niemandt an (d. i. ohne) des Crywen kirwaito sol anbeten götter adir von frembdis ein gott ins land bringen, Sundirn die Obirsten Götte sollen sein Patollo, Patrumppo, perkuno, wen (d. i. denn) die uns haben gegebin landt vnd leut vnd Noch gebin werden.“ — Bl. 32b wird das (angebliche) Banner der Preussen beschrieben, wie ein weisses Tuch, worin drei Brustbilder von Männern in

*) Bender äussert in einer Anmerkung zum Text seine Ansicht dahin, dass sämmtliche Chronisten, welche über die altpreussische Göttertrias berichtet, namentlich Luc. David, Henneberger, Waissel u. A. die Ueberlieferung des Sim. Grunau zu Grunde gelegt haben. Dieser kenne nur eine auffallend geringe Zahl von preussischen Göttern; die sogenannten samländischen Quellen geben eine viel grössere Zahl und zum Theil andere Namen. Ausser der Trias nenne Grunau nur noch den Wurskait, Szwaibrat und Curcho. Die beiden ersten gehören — meint B. — zu den Stammheroen; welchem göttl. Wesen der Name Curcho eigentlich gebühre, sei ihm nicht klar.

Einverstanden mit B.'s Ansicht über S. Grunau, können wir, wie sich im Verlauf der Untersuchung zeigen wird, seine Auffassung des W. und S. als irgendwie begründet nicht anerkennen. Curcho wird seine einfache Erklärung finden. Schon Hartknoch fasste die Sache ganz anders und unseres Erachtens richtiger auf.

Wenn nun B. zu erweisen sucht, dass Picollus eine unrichtige Schreibart sei, dass auch die von Joh. Voigt für richtig gehaltene Schreibart Pacullus nicht gehörig begründet sei, es vielmehr (Diplom von 1418) Patullus heissen müsse, so wird sich dies Dilemma im Verlauf unserer Untersuchung klären und wir wollen hier nur darauf hinweisen, dass B. nicht Grund hatte Patullus zu schreiben, wenn es im Originaltext heisst: colentes Patollum Natrimpe et alia ignominiosa fantasmata. — Danach also Patollus. Joh. Voigt hat bei Anführung dieses Diploms von 1418 auch nicht Natrimpe sondern Patrimpe.

blauer Kleidung gewirkt gewesen. „Das eine war Wie ein man junger gestalt ane (d. i. ohne) bardt gekronett mit sangelen (d. i. Roggenähren) vnd frohlich sich irbot, vnd der Gott vom getreide vnd hies Patrimppo, das ander war wie ein zorniger man vnd mittelmessigk Alter sein Angesicht Wie feuer vnd gekronet mit flammen sein Bart Crauss vnd schwartz. Vnd sagin (d. i. sahen) sich beide An Noch iren geschiglichkeiten der eine frolich wie er des Andern lachete, vnd der ander aufgeblosen in Zoren. Das dritte bilde war ein Alter mahn mit einen langen groen bardt vnd seine Farbe gantz totlich war gekronet mit einem weissen tuche wie ein mor bandt (d. i. Turban; Luc. David 1, 26 sagt: nach der Weise wie die Moren Ir bunde auf Iren Heupter tragen) vnde sag von vnden Auff die Andern An vnd his Patollo mit Namen etc.“ — Blatt 33a beginnt ein neuer §. „Vonn der gelegenheit der Eichen Inn Welchin do woren die Götthe etc.“

Die grosse Dicke vnd Mechtige hohe eiche, In welcher der Teuffel sein gespenst hatte vnd die Bilde der Abgöttir ynne woren, halt ich auss vorplendungk des Teufels, war stetis grün, Winter vnd sommer vnd war obenn weit vnd breit so dicke von lobe (d. i. Laub) damit kein Regen dardurch kunt fallen vnd vmb vnd vmb, Woren hubsche tuchir vorgezogen ein schrit Aber iij (ein Schritt oder drei, hat Henneberger, Bl. 7.) von der eichen wol vij elen hoch do mocht Niemandt eingehen Ag (d. i. als) der kirwaito vnd die Obirsten Waidolotten Sonder so Jmandes quam sie die Tuchir wegk zogen vnd die eiche wal (war?) gleich In iij teil geteilet In iglichem, wie in eim gemachten Fenster stundt ein Abgott vnd hett vor sich sein Cleinott. Die Eine seite hilt dz bilde Perkono Inne wies Oben ist gesagt wurden vnd sein Cleinott war damit man stetis fewir hatte von eichenen holtze Tag vnd Nacht, vnd so is vor vorseumniss Ausginge is koste dem zugeeigneten Waidlotten den hals Auff man brandte die Oppherung dy Andere seite hilt ynne das Bildt Potrumppi vnd hat vor sein Cleinot eine slange, vnd die wardt in einen grosen Toppe irnert mit milch von den Waydolottinnen, vnd stetis mit garwen des getreides bedeckt. Das Dritte Bilde Patolli hilt Inne Die Dritte seitte vnd sein Cleinott war ein Todten kopff vonn eim Menschin Pferde vnd ku vnd diesen zu Zeiten in iren festen in eim Toppe vnslitt Brandten Zur erungk. Vmb vnd vmb in ihren gezelten wonten die Wadolotten (sic) etc.“ — Ferner lesen

wir im dritten Traktat Bl. 39a und 6: „Vonn denn Namen der Preuschen abgöttir von der Zeit der bekehrungk Cap. iij. Von Anbeginn die einwoner Des Landes Zu Preusen wusten noch von Gotte noch von Gotthin Zu sagin, sundir Die sonne sie geehrt haben. Do aber die Cimbri (Luc. David 1. 24 nennt die „Neukömmlinge" entsprechender Scandinavier oder Gothen) puomen die brochten mit ihn iij bilde ihrer Abgotten den einen Patollo sie nanten, Das ander Potrimpo dz dritte Perkuno Diese zu wirdigen sie haben gezwungen ihre negwer (d. i. Nachbarn) vnd sie moste (sic) sie für Almechtige Gotthe halten, Patollo der Obirster Abgott der Bruteni Also ettwan genant die einwoner Brudenie itzundt Preusen genant, dieser war ein Irschrocklicher Got, der Nachtes spuk im hause Zu treiben, sunderlich in den hofen der Edlingen voraus (d. i. besonders) er vnsinnigk thette, Wen man des kirwaydens beful, mit hilt vnd quam viel mol wie ehr etlich (d. i. es geschah oft, dass er etliche) erschreckt des Nachts, domit (d. i. so dass) sie den todt dauon hatten So Jmandt war vnd seinen Bilde Zu Rickoyott ein erung gelobet hatte, so er is nicht balde hilt, er mit seim schuldiger dy passio spilte, vnd sein Oppir War Alles theuer dingk (d. h. er wollte theure Opfer haben; Henneberger), so war er auch ein Got der todtin so Jmandt man starb vnd man wolt bekarien (d. i. bekargen, wie Luc. David hat) die Oppherungk der Götthin, vnd Erungen den Waidlotten, so quam er ins gehoffte des verstorbenen vnd spuchte die Nacht, vnd sie wenig adir nix thettin Er quam Widder sie, mussten me thun vnd gebin, quam er Zum dritten Mole, so musste man Menschin blut oppirn, darumb mit Namen (!) nicht lange geharret, Man quam ken Rickoiot, vnd gab eim Waidlotten (sic) eine gobe, vnd dieser Im schnit eine Wunden in den arm, dz blut heraus liff, Noch welchem man horte ein Brommen in der Eichen, vnd dis war ein Zeichen, vnd es soll vorricht (d. i. verrichtet, gesühnt) sein, und quam dornoch Nimmer wider vnd spuchte.

Potrimppo der ander Abgott der von Brudenia war, vnd dieser war ein Gott des glückis In streiten vnd sust In Anderen sachin, Wen man diesem Patrimppo sust ein ehr solt thun der Waidlotte muste iij Tage fasten, vnd Auff der blosen Erde schlaffen, vnd weirach (sic d. i. Weihrauch) Zum irsten must man in Dem feuer burnen (d. i. brennen) dzy mit waxe jenehrt werde,

vnd dieser Teuffel auch wolt man solt im Kindtlein tödten Zu ehre vnd man is auch thette, vber die Mosse (d. i. über die Maassen) Patollo Potrimppo, hetten ein wolgefallen In menschin blute do man is im vorgos Zur ehre vor der eichen.

Perkuno, War der dritte Abgot vnd man in Anruffte vmbs gewitters willen, domit sie Regen hatten vnd schon wetter Zu seiner Zeit, vnd in der Donner vnd blix (sic) kein schaden thett, vnd so is qwam vnd ein gewitter war im gantze lande vnd wo dy woren die diesen Gott Anbeten sie knitten sich nieder vnd schrien Dewus Perkuno Abselomus, Wen sie dis vor ein festes hilten Zu der Zeit des gewitters Ire Götthe mit dem kirwaiden vnd Anderen Waidlotten redte, vnd sie goben is auch auss vor ein Wohrheit vnd sie mit In geret hetten vnd dem folcke stetis wen Was Neues einsatzten Zu halten (d. h. nach einer solchen angeblichen Unterredung der Götter mit den Priestern durch ein Gewitter, legten sie stets dem Volcke etwas Neues auf.)"

Thomas Waissel, Joh. Meletius u. A. geben nach der vom Bischof Georg v. Polenz 1530 entworfenen Kirchen-Agende folgende Götter der alten Preussen an:

Occopirnus, Gott des Himmels und der Erden (Jupiter).
Schwaixtix, Gott des Lichtes.
Auschwaitus, Gott der gebrechlichen Kranken und Gesunden (Saturn).
Antrimpus, Gott des Meeres und der grossen Seen (Neptunus).
Potrimpus, Gott der fliessenden Wasser.
Perdoytus, Gott der Schiffe (Aeolus).
Pergubrius, der lässet wachsen Laub und Gras.
Pelvittus, der machet reich und füllet die Scheuren (Ceres).
Percunus, der Gott des Donnners, Blitzes und Regens.
Peckullus, der Gott der Hölle und Finsterniss.
Pockollus, die fliegenden Geister oder Teufel (Pluto).
Puschkaytus, der Gott der Erden unter dem Hollunder.
Berstucke, die kleinen Erdleutlein, der Götter Diener.
Merkopete, die Erdleute.

Ausser diesen führt Joh. Voigt noch an nach Prätorius, Luc. David, Hartknoch, Ostermeyer u. A.

Okopirn, ein Gott, der am Himmel und auf Erden wirkte, erzeugte die Sturmwinde.
Swaixtigs, Sternengott.

Bangputtis, Wellengott.
Antrimpos, Gott des Meeres und der Seen.
Wurskaite und
Szwambraite, waren die alten vergötterten Volkshäupter Widewut und Bruteno, Schutzgötter der Heerden und des Geflügels, denen Opfer unter Eichbäumen dargebracht und deren Bilder im ganzen Lande angebetet wurden (?).
Gardetis und
Jantinbobis, Schutzgötter der Rinder und Schafheerden.
Perdoytos, Schutzgott des Handels und der Seeküste.
Zemberis bestreute die Erde mit Saamen und verlieh Blumen und Kräuter.
Jawinne, Beschützerin des Saatgetreides.
Melletele lockte auf Auen und Gärten das Grünen, und
Sontis die Farben der Blumen hervor.
Gabjanja brachte Reichthum ein.
Guze geleitete den Wanderer.
Swaigsdunoka, die Braut des Sternengottes führte die Sterne ihre Bahnen.
Laima oder Laimele war Hilfsgöttin bei der Geburt und bestimmte dem Neugebornen sein Schicksal.
Giltinne die Würgerin brachte schmerzvollen Tod.
Magilla, die Zorngöttin.
Laume neckte den Menschen mit allerlei Plagen.
(S. Voigt Gesch. Preussens Bd. 1. Seite 592 ff.)

Dies wäre im Wesentlichen das Material, welches wir überkommen haben und unserer Untersuchung zu Grunde legen sollen. Unseres Erachtens ist weniger Beachtung darauf zu legen, dass es in weit auseinander liegenden Zeiten entstanden sei und verschiedenen Theilen des Landes, Preussen und Litthauen, angehöret, somit also nicht die Ueberlieferung einer Volks-Einheit darstellt, — als vielmehr darauf, dass die Verfasser der Nachrichten ohne Ausnahme mit grosser Voreingenommenheit und Geringschätzung gegen das Volk der heidnischen Preussen begabt waren und von ihrem zelotischen Standpunkte aus gar nicht die Absicht haben konnten, mit Unpartheilichkeit, Ruhe, und Objectivität Ermittelungen anzustellen, Kunde einzuziehen, das Richtige herauszufinden und so eine den wirklichen Verhältnissen entsprechende Darstellung zu liefern. Sie schrieben nicht der Wissenschaft halber, son-

dern im Interesse des Ordens und der Kirche. — Es kommt aber noch Etwas als wesentlich in Betracht: Jene Chronisten sind offenbar mit der Sprache der alten Preussen gar nicht oder nur in überaus geringem Maasse bekannt gewesen und haben sich auch nicht die Mühe gegeben die Sprache dieses Volkes, welches sie doch schildern wollten, näher kennen zu lernen; hätten sie in dieser Richtung Studien gemacht, so hätten ihre Nachrichten ohne Zweifel ein anderes Colorit erhalten und sie würden unwillkührlich zu dem Bewusstsein gelangt sein, dass doch nothwendigerweise in der Art und Weise der Götterverehrung und in dem Cultus, wie er sich ihnen bei den alten Preussen darstellte, ein gewisser höherer Sinn, eine Bedeutung liegen müsse. Daraus aber, dass jene Chronisten in ihren Nachrichten so karg, so plump und geringschätzend über jene Heiden berichten (zu einer Zeit wo doch schon mannigfach Besseres auf diesem Gebiete geleistet worden ist), kann wohl mit ziemlicher Sicherheit gefolgert werden, dass sie ihre Nachrichten nicht aus eigener Wahrnehmung und auch nicht aus dem damaligen Volksleben, sondern von Leuten überliefert erhielten, die wahrscheinlich selbst nur eine mässige, oberflächliche Bekanntschaft mit dem ureignen Volksleben und der Sprache jener Heiden aufzuweisen hatten. Ueberdem waren es nun einmal Heiden, die ausgerottet oder mit Feuer und Schwert bekehrt werden sollten; wie hätte sich ein Interesse für ihre Religion, ihre Volkstraditionen, ihre Sprache mit jener hochheiligen Aufgabe vertragen, welche den mönchischen Ritterorden an die Gestade der Ostsee führte?

So mag die Stimmung und Anschauung zu Zeiten des Peter von Duisburg gewesen sein, der unter dem noch frischen Eindruck einer zur Ehre Gottes herrlich hinausgeführten Sache seine Chronik schrieb. — Simon Grunau und Lucas David waren, nachdem 300 Jahre seit Eroberung des Landes verflossen und die letzten Spuren eines Pruzenvolkes so gut wie vertilgt waren, gar nicht mehr in der Lage aus eigener Anschauung der Verhältnisse über Religion und Charakter des verschwundenen Volkes schreiben zu können. Sie hätten aber ohne Zweifel Volkssagen, Traditionen auffinden und überliefern können, wenn sie überhaupt danach getrachtet hätten, sie zu finden. Statt dessen bringen sie Nachrichten aus alten Manuscripten (Bischof Christian, Domprobst Jaroslaw) ohne Anwendung irgend einer Kritik. Wenn

wir diese Manuscripte nun auch als ächt wollen gelten lassen, so dürfen wir nicht übersehen, dass deren Verfasser mit Grunau und Luc. David auf demselben beschränkten religiösen und kritischen Standpunkte gestanden haben, obwohl sie der Zeit nach einige Jahrhunderte auseinander waren. Was Dusburg, Grunau, L. David u. A. gebracht haben, ist schätzbares Material, aber insofern ganz unentwickelt und verworren, weil die Ueberbringer nur etwas von ihnen Unverstandenes bringen konnten; sie verstanden weder die Verhältnisse, das Volksleben, welches sie schildern wollten, noch die Namen und Ausdrücke, weil sie mit der Sprache nicht bekannt waren und die Wiedergabe von Ausdrücken eines ganz eigenthümlichen fremden Idioms musste den Deutschen um so schwerer fallen, als es im Deutschen nicht allein an Lautzeichen zum Ausdruck preussicher Sprache fehlte, sondern auch, weil hier Vorstellungen, Einrichtungen und religiöse Sitten ins Spiel kamen, die dem Begriffskreise der Chronisten vollständig fremd waren und wofür sie sonach in ihrer einseitig theologischen Auffassung keinen dem Wesen der Sache wirklich entsprechenden Ausdruck finden konnten. Man sieht ja, wie sie sich abmühen durch Analogie aus christlicher Religion und Hierarchie ihre Nachrichten so gut es geht in das damalige Moderne umzusetzen.

Es scheint mir rathsam hier schon und ehe wir mit unserer Untersuchung vorschreiten, darauf hinzuweisen, dass dasjenige, was wir unter dem Begriff „Religion oder Gottesverehrung eines Volkes“ zu verstehen gewohnt sind, nur etwas nach und nach Gewordenes ist. Demgemäss werden wir also auch hier verschiedene Perioden der Entwickelung in Anschlag zu bringen haben. — Perioden von Jahrhunderten — die wir vielleicht um dafür einen Ausdruck zu finden als Entstehung der Gottes-Idee und Ausbildung eines Cultus — als Religion und Mythologie — werden bezeichnen dürfen.

Wir dürfen ferner keinen Augenblick ausser Acht lassen, dass wenn wir von einem alten Volke, von einem Volke der alten Pruzen sprechen, auch dies kein sicher begrenzter Begriff ist, vielmehr dieses Volk wie alle alten Völker in dem Stadium der Bildung, der An- und Abwandelung, der Schwäche und Stärke, des Zerfliessens und Zusammenhaltens und umgekehrt, je nach den Zeitverhältnissen begriffen gewesen ist. Dadurch aber wird die Völkermischung und auch Ideenmischung natürlich bedingt.

Lassen wir vorläufig die älteste Nachricht über die Pruzische Gottesverehrung — diejenige des Tacitus — noch bei Seite, so haben wir zuerst des Peter von Dusburg Ueberlieferung zu erwägen:

Die Preussen verehrten als Gott alle Creatur, die Sonne, den Mond und die Sterne, den Sommer etc.

Hier haben wir ohne Zweifel den Anfang aller religiösen Vorstellung, die erhabensten Erscheinungen der Natur in ihrem Einfluss auf das Gemüth des Menschen. Dass Peter von Dusburg nicht die Namen der Gottheiten genannt hat, bildet keinen haltbaren Grund an der Richtigkeit der Sache zu zweifeln; er kannte die Namen nicht, oder wenn sie ihm auch genannt worden sein sollten, so konnte er wahrscheinlich keinen Sinn damit verbinden und um das Wesen der Gottheiten zu veranschaulichen, worauf es ihm doch schliesslich ankommen musste, nannte er nicht die Personificationen, sondern diejenigen Weltkörper und Naturerscheinungen aus deren Verehrung erst die Götter hervorgegangen waren. Dass er dabei ohne jede Kritik verfuhr, geht daraus hervor, dass er „alle Creatur“ mit „Sonne, Mond, Sterne, Donner, Geflügel, Kröten“ zusammenwirft.

Es kann gefragt werden, ob er eine Göttertrias habe andeuten wollen; in diesem Falle und wenn man darauf Gewicht legt, würden wir haben: die Sonne, — den Nachthimmel mit seinen Weltkörpern — das Gewitter.

Simon Grunau im Gegensatz zu P. v. D. giebt uns Personificationen ohne den Boden, aus dem sie erwachsen sind. Er nennt uns eine Göttertrias: Patollo, Patrimpo, Perkuno. Diese Namen kommen aber in den verschiedenen Chronisten in etwas abweichender Schreibart vor, sei es nun, dass z. B. Lucas David, der wie Grunau die Ueberlieferung des Bischof Christian und des Jaroslaw benutzte, jene Namen anders las, oder dass dieselben durch Volkstradition in anderer Form sich erhalten hatten. Es soll hieraus nicht ein Streitpunkt gemacht werden; wohl aber ist das Factum zu constatiren. — Ausser Patollo, Patrimpo, Perkuno haben wir noch folgende Schreibarten: Patollos, Patullos, Patollus, Picollos oder Pecollos — Potrimpe, Patrimpe, Potrimpos — Perkunos, Perkuns, Perun, Pierun, Pjorun.

Sehen wir zu, was diese Personificationen bedeuten.

Patulus-Pjekolos giebt uns an der Hand der Etymologie zwei

Eigenschaften für eine Personification. Pjekolos den man wunderbarer Weise als „Höllengott“ bezeichnet hat, während die alten Pruzen glücklicherweise weder von Hölle noch Fegfeuer etwas wussten, ist etymologisch auf pjec Ofen d. h. Feuerstätte zurückzuführen, womit pjec das Backen, Dörren als Bezeichnung der Wirkung des Feuers durchaus nahe verwandt ist.

Wir glauben in Pjékolos oder Pékolos die Substantivform zu erblicken, welche demnach so viel als „der Erwärmer, der Dörrende, Feurige“ bedeuten und mit dem Agni und Ssuschna der Hindus zusammenfallen würde. — Pátulos ist auf die (ob slavische oder gothische) Wurzel tul, thul, „umherziehen“ zurück zu führen, unter Hinzufügung des pa (vielleicht po) zur Bezeichnung des Andauernden. Pátulos oder Pótulos wäre sonach „der Wandelnde, Umherziehende“ — der Patulus-Pjekolos, das wandelnde Feuer der alten Pruzen würde also vollständig „dem Helios-Hyperion, dem hochwandelnden Leuchtenden“ der Griechen entsprechen. (Vergl. Preller I. S. 333.) Helios der Leuchtende, Brennende gilt in der griechischen Theogonie für den Sohn des Hyperion des Hochwandelnden und der Prächtigen oder Weitleuchtenden, wie seine beiden Geschwister Eros und Selene. Homer schildert ihn: „Ein schöner Gott, kräftig und männlich, von blühender Jugend, mit strahlenden Augen und wallendem Lockenhaar, das Haar mit einer sprühenden Strahlenkrone bedeckt, um den Leib ein zartes im Luftzuge flatterndes Gewand schimmernd. Von seinem strahlenden Lichte heisst Helios auch Phaeton, der Leuchtende, auch das glänzende Auge des Himmels oder des Zeus. Es will mir scheinen, dass damit Okkopir, den wir vorhin als Okkopirnus Gott des Himmels und der Erden in dem Verzeichniss des Bischofs Georg v. Polentz aufgeführt fanden, nahe übereinkommt, denn es liegt nichts Gezwungenes darin, den Namen von Okko Auge und pior, pier Strahl abzuleiten. Okkopior wäre also „Strahlenauge“ und ein Beiname des Patulos-Pjekolos. Es ist wohl nicht daran zu zweifeln, dass die alten Pruzen als naive Söhne der Natur wie andere alte Völker die Sonne als segenspendende Gottheit verehrten und wir es hier mit dem alten Sonnen- Feuer- und Licht-Cultus zu thun haben, wie er uns in den Veden aufbewahrt ist. Wir würden aber, verführt von moderner Auffassung, einer entschieden unrichtigen Vorstellung verfallen, wollten wir annehmen, dass in der Gottesidee der alten Pruzen die Verehrung jener hohen Natur-

erscheinung, der Sonne, derartig in dem Patulos-Pjekolos personificirt worden sei, dass er sich abgegrenzt in besondere Determination gleichsam plastisch gestalten und als oberster oder zweiter Gott rangiren lasse.

Wir müssen, wie ich es hier schon aussprechen will, die Vorstellung von einer Göttertrias als eine im Grunde doch nur von uns selbst erborgte und zwar aus gewissen Gründen natürlich scheinende, aber dem Wesen eines naiven Naturvolkes und der Flüssigkeit der Ursprache durchaus nicht anpassende, fallen lassen oder mindestens ganz bedeutend modificiren, — wenn wir uns ein klares Bild schaffen wollen. Wo lag denn für jene kindlich einfachen Naturmenschen die gestaltende Nothwendigkeit oder auch nur eine natürliche Veranlassung zur absichtlichen Bildung einer Göttertrias? Würde eine solche Trias nicht schon ein Abstractum sein, welches sich mit dem durchaus concreten Character der alten Sprachweise in Widerspruch befindet? Man kann einräumen, dass die Dreizahl in der alten Götterwelt eine gewisse Bedeutung habe (Triburti, Tryboże) indessen scheint dies mehr eine Dreiheit einer Figuration gewesen zu sein, wenn man will Dreieinigkeit, nicht aber eine Zerlegung in drei gesonderte Persönlichkeiten deren jeder ein besonderes Gebiet von Eigenschaften vorbehalten war. Dass der Sonnen- Licht- und Feuer-Cultus entschieden die älteste Form der Gottesidee gewesen sei, kann nicht bezweifelt werden. Sonne, Licht und Feuer waren aber in der Vorstellung eines Naturvolkes nur verschiedene Seiten einer und derselben Naturkraft und wenn man im Volksmunde für diese verschiedenen Aeusserungen Personificationen schuf, so war man sich ebenso naiv bewusst, dass dies keine Personen waren und daher war es natürlich, dass man Eigenschaften der einen Personification auch einer anderen zubilligte und daraus eine Vermischung und Uebertragung entsprang, welche eben nur durch die elementare Natur des Volkes und seine Ausdrucksweise erklärt werden mag.

Indra und Agni werden in den Veden als Figurationen des Feuercultus vorgeführt; ihre Gestalten, wenn auch durchaus persönlich behandelt, verschwimmen aber insofern als sie beide zu Sonne, Licht, Erwärmung, Ausdürren, Blitz, Morgenroth, Opferfeuer, Heerdfeuer in die verschiedenartigsten Beziehungen treten und bald als dieses, bald als jenes gelten können. Indra schleudert ein ehernes oder goldenes Geschoss (den Strahl) oder einen Streit-

hammer; so oft er seine Waffe entsendet, kehrt sie wieder in seine Hand mitten unter die Sterne zurück. Mit ihr zieht er allgewaltig in den Kampf gegen die finsteren Dämonen, welche den Segen der Wolke und den Schatz des Sonnengoldes zurückhalten. In diesem Bilde können wir ebensowohl den Sonnenstrahl, wie den Blitzstrahl erkennen. Von Agni heisst es: Er bratet dem Freunde Indra auf sein Verlangen dreihundert Stiere. Im Blitz geboren wird er zur Erde herabgebracht. Er wird wie Indra als schneller goldgeflügelter wolkenfliegender Vogel gedacht. Er heisst der im Wasserbett (Gewitterwolke) erzeugte Stier. Er wird täglich von den Priestern durch Drehung eines Pfahles und einer Scheibe trockenen Holzes erzeugt. Er bringt das Licht. Als Heerdflamme ist er der Gast der Menschen, der Versammler der Familie, der Schützer des Hauses, des Stammes, der Ehe. Dreimal musste die Braut am Ende der Hochzeitsfeier seine heilige Flamme umwandeln.

Man sieht hieraus, welch einen ausgedehnten Gebrauch die naive Volksvorstellung von der Personification machte und wie diese verschwimmt, weil die Volksvorstellung eben selbst noch eine flüssige war und des Bewusstseins entbehrte.

Von Agni haben wir gehört, dass er als „bratend“ bezeichnet wird. Die alten Pruzen nannten ihre Figuration des Feuers auch gradezu „Brater“ Pjekolos.

Die Morgenröthe d. i. die ersten Strahlen der Sonne, findet sich in den Veden als Vogel Vartika figürlich geschildert; Vartika heisst die Behende, Hurtige, schnell dahin Eilende und ist die Wachtel. Das Slavische bietet heute noch die Wurzel wart schnell, eilig, gewandt; es benennt aber danach die Wachtel nicht; wohl aber — und dies ist überaus bemerkenswerth — liefert es die Auffassung der Veden noch deutlicher, indem es für Vartica Wachtel den Ausdruck Prypiorka hat, also „Beimstrahl“ um damit zu bezeichnen, dass dieser Vogel in den Strahlen der Morgen- oder Abendröthe vorzugsweise sich zeige und ziehe. Es liegt hierin ein Beispiel von der Wandelung der Sprache, welches der Beachtung werth ist. Denn während die Wurzel pior der Strahl in Prypiorka deutlich und wie sich in Folgenden noch zweifelloser ergeben wird, auf den Licht- oder Feuerstrahl hinweist, hat die Sprache diese Bedeutung ganz aufgegeben und kennt sie nicht mehr; sie hat sie aber in Abwandlungen der Wurzel pior sehr entschieden festgehalten z. B. in pioro Feder als den Strahlen

aus dem Vogelkörper — und in einem anderen Ausdruck, welcher den Luftstrahl bezeichnet.

Noch deutlicher weist auf den Strahl die Figuration des pruzisch, slavisch, litthauischen Perun, Pjerun, Pjorun, welches einfach der personificirte „Strahler" ist, concret der „Blitzstrahl", was sich allmählig zum „Gewittergott, Blitzgott" ausgebildet hat. Wie aber dem Pjekolos, dem Feuerspender, die Bezeichnung Patulos, der oben hin Ziehende, hinzutrat, so hat sich an den Pjorun naturgemäss der Percunos gereiht als Perkonos der Zertrümmerer, von der Wurzel kon das Ende, das Aufhören, vertilgen, zerstören*). Der Pjorun-Perkonos wird also der „Blitzstrahl-Zerstörer, Tödter" und fällt mit dem Indra zusammen, in welchem, wie es den Anschein hat, die Wurzel dr steckt, welche die Bedeutuug „Zerreissen" wahrscheinlich hat, so dass dra den Zerreisser geben würde, eine Wurzel, die sich deutlich weithin verfolgen lässt. Die Veden sagen von Indra: Er spaltet, zerreist den Wolkenberg und lockt mit Alles verzehrendem (zerreissendem) Heisshunger den Göttertrank daraus hervor durch dessen Genuss er sich zuvor zum Streite stärkt. — Indra wird, wie vorhin schon angeführt ist, als Werfer des Hammers bezeichnet, ohne Zweifel zur Bezeichnung des zertrümmernden Blitzstrahls und des Donnertönens. Es ist wohl nicht daran zu zweifeln und die Ueberlieferungen der Chronisten sprechen es auch deutlich genug aus, dass Pjerun-Perkonos als Gewittergott verehrt und gefürchtet wurde; es lässt sich annehmen, dass auch den Pruzen die Vorstellung vom zertrümmernden Hammer geläufig war, vielleicht waren die steinernen sogenannten Streithämmer mehr ein Werkzeug des Cultus als der Wehr und des Nutzens. Wir kommen weiterhin noch hierauf zurück. Dass Pjerun-Perkonos der Zerstörer, auch der Todesgott war, liegt nahe genug.

Die Figuration des Potrimpe, Potrimpos, Patrimp, deren Untersuchung uns nun obliegt, bietet entschieden grössere Schwierigkeiten. Joh. Voigt giebt seine Ansicht über ihn, wie folgt:

„Potrimpos der Spender des Glückes im Kriege, wie im Frieden, Geber der Fruchtbarkeit und des Gedeihens, Beschützer der Saaten und des Ackerbaues, der Gott des Wohlstandes und des Segens, war die zweite Gottheit, deren Bildniss an dem heiligen

*) Das Slavische hat heute noch das Verbum przeknowac zertrümmern.

Eichbaum zu Romowe aufgestellt war, wie uns die Sage berichtet. Wie in Perkunos der Gott des erwärmenden und gedeihlichen Feuers erkannt wurde, so in Potrimpos der Gott des fruchtbaren Gewässers. Darum vielleicht stand auch sein Bild jenem zulächelnd zur Seite: ein blühender Jüngling mit einem Kranze von Getreideähren geschmückt. Als Opfer brannten ihm Getreidegarben und Weihrauch in brennendes Wachs gestreut; auch Kinder wurden ihm zum Opfer gebracht, denn er fand überhaupt Gefallen an Menschenblut. Es galt als Ehrendienst, in einer grossen Urne ihm eine Schlange zu ernähren, auf deren Erhaltung und Pflege die Priester die strengste Sorgfalt wenden mussten. Daher war die Schlange überhaupt den Preussen ein heiliges Thier; sie galt denen die zum Kriege auszogen als ein Zeichen der Gegenwart des freundlichen Gottes Potrimpos. Sollte ihm ein grosses Ehrenopfer gebracht werden, so musste der Opferpriester sich zuvor drei Tage hindurch in strengem Fasten vorbereiten, auf blosser Erde schlafen und in das ewige Feuer von Zeit zu Zeit Weihrauch streuen —

Wir finden nicht, dass Potrimpos unter diesem oder ähnlichem Namen bei anderen Völkern Verehrung genossen habe. Manche haben in ihm die Sonne oder den priapischen Friggo in Upsala oder die scandinavische Frigga zu finden geglaubt. Verwandte Ideen und ähnliche Begriffe scheinen sich allerdings auch hier wieder zu begegnen und da wir diesen Gott bei keinem slavischen Volke wiederfinden, so liesse sich wohl auf scandinavische Abkunft schliessen. Oder war vielleicht P. seinem Wesen nach jene Mutter der Götter, die Tacitus schon bei den Aestiern verehrt fand?“

Voigt hat das Unzulängliche seiner Erörterung gefühlt; er vermochte nicht den Potrimp zu erklären und gab desshalb über ihn kaum mehr als Hartknoch'sche Ansichten.

Bender sucht im Potrimp eine Gottheit des Lichtes, der Gewässer, der Fruchtbarkeit; er findet in ihm den Apoll der Griechen wieder. Etymologisch erklärt er den Namen aus trump, tromba, Trumme, d. i. Wasserröhre und glaubt dadurch die Beziehungen dieser Gottheit zu den Gewässern gesichert.

Auch diese Erklärung muss als durchaus unbefriedigend erscheinen. B. gelangt zu seinem Resultat durch Vergleichung des Potrimp mit Gestaltungen der griechischen Mythologie; derartige Vergleiche bleiben im Grunde eben nichts weiter als Vergleiche; was der Eine für ähnlich hält, erscheint einem Andern als Ge-

gentheil und es lässt sich auf diesem Wege nichts beweisen, kaum einmal wahrscheinlich machen.

Indem wir hier versuchen den Potrimpos in anderer Weise zu erklären, sind wir uns der damit verbundenen Schwierigkeit wohl bewusst, glauben indessen, dass der Versuch durch seine Methode sich selbst eine Berechtigung sichern dürfte.

Als älteste Gestalten treten uns in der indischen Götterlehre unbestritten der Dyâus-pita der Himmel-Vater und die Mâtâ-Prithivi die Mutter-Erde entgegen. Diese Urtypen der Gottesidee sind aus der indischen Heimath in alle Mythologien*) übertragen und wir finden sie in dieser oder jener Gestaltung bei Griechen, Römern, Germanen wieder, Zeus-patêr neben Gê-mêter, dann für ersteren die Abwandelung Ju-piter, bei den Germanen Tius, nord. Tyr. — Wir dürfen, mit Hinweisung auf Mich. Bréal, nicht vergessen, dass diese ältesten Gestaltungen der Idee und Sprache sich abwandelten und Personifikationen Platz machten, deren ursprüngliche Bedeutung dem Volke nicht mehr deutlich und verständlich war. Wenn uns nun Tacitus mittheilt „die Aestier an des suevischen Meeres südlichem Gestade hätten die Mutter der Götter verehrt“ wenn er damit den Eber-Cultus in besondere Verbindung bringt, so werden wir jedenfalls die grösste Veranlassung haben uns eingehender mit einer so überaus wichtigen Ueberlieferung zu beschäftigen. Dass wir in den Aestiern**) die Pruzen wiederfinden, kann nicht zweifelhaft sein; man müsste denn kühn genug sein anzunehmen, dass ein Volk mit Stumpf und Stiel vom Erdboden habe verschwinden können und nachdem tabula rasa gemacht, durch ein anderes ganz fremdes ersetzt worden sei. Eine Unnatürlichkeit. —

Tacitus konnte bei seiner Ueberlieferung der Figuration einer „mater deum“ Göttermutter, damit doch nur denjenigen Begriff wiedergeben wollen, der ihm, dem Römer, natürlich und geläufig war; er konnte hierbei nur die Hera oder Athena im Sinne ha-

*) Die Letten haben heute noch in ihren Volksliedern die mesza mâta Waldmutter, juras mâta Meermutter, Wêja mâta Windmutter. (Vergleiche Kohl die Ostseeprovinzen Bd. 2.)

**) Es muss besonders hervorgehoben werden, dass Tacitus nicht von „dem Volk“ der Aestier spricht, sondern ausdrücklich „die Völker der Aestier“ sagt, womit er denn doch ohne Zweifel ein in mehrere einzelne Stämme getheiltes Gesammt-Volk hat bezeichnen wollen.

ben. (Vergl. Preller griech. Mythol. Bd. 1). Die erstere wird als Sonnengöttin, Königin des Himmels, die Glänzende, gedacht und als Zeus' (Dyaus-piter) Gemahlin; sie ist die Luft, die Athmosphäre, das weiblich fruchtbare aber am meisten wandelbare Element der himmlischen Elementarkraft, wie Preller sie bezeichnet. „Sie wird, so sagt er, im ehelichen Bunde mit Zeus als lieblich, segensreich, die Erde befruchtend, unter den Menschen die Ehe stiftend und behütend gedacht, im ehelichen Zerwürfniss mit Zeus aber als finster, furchtbar, hadersüchtig, verderblich."

Athena ist, nach Prellers Charakteristik, eine Gottheit des Himmels und zwar in merkwürdiger Weise und Tiefe der Anschauung, sodass sie gewissermassen die Einheit von Zeus und Hera darstellt, nur dass als tieferer Grund des Bildes immer die Anbetung des reinen klaren Himmels, des Aethers, als der höchsten Naturmacht durchblickt. — Die auf den Ursprung der Athena bezüglichen Mythen und überhaupt die ältesten Bilder und Symbole ihres Dienstes sind reich an eigenthümlichen kosmogonischen Ideen, welche ein hohes Altherthum verrathen und sich am nächsten an die Vorstellungen anschliessen, welche die Welt aus dem Okeanos und aus Nacht und Dunkel entspringen lassen. Athena selbst erscheint in ihnen deutlich als eine starke Macht des Himmels, welche sowohl über Blitz und Wolken, als über Sonne und Mond gebietet und in schrecklicher Majestät einherfährt, aber auch wieder lieblich und milde glänzt und segnet, Aecker befruchtend, menschliche Geschlechter erzeugend und erziehend. — So erscheint sie als Göttin des Landsegens, der Vegetation und der Ehe. Preller bezeichnet diese Auffassung als die ältere, aus der Zeit, als das griechische Volk noch ein rein ackerbautreibendes war, und unterscheidet sie von einer jüngeren Auffassung, welche den Begriff der Athena gewandelt hat, nachdem auch das Volk aus dem ursprünglichen Zustand eines ackerbautreibenden in den social und politisch verfeinerten übergegangen war, welcher Kriege, Politik, Künste und Wissenschaft im Gefolge hatte.

Verfolgen wir dieses ältere Bild der Athena als einer volksthümlichen Urfiguration weiter, so finden wir als bemerkenswerth, dass sie von den elischen Frauen als „Mutter" verehrt wird und Schlangen ihr besonders geweiht sind. Ihr zu Ehren und um die Kinder ihrem Schutz zu empfehlen legt man diesen goldne Schlangen an und giebt den Wiegen die Gestalt von Schlangen.

Wir finden ferner, dass zum attischen Athenacultus ganz besonders die heiligen Pflüge gehören, welche an verschiedenen Tempelstätten gehalten werden, um damit unter feierlichen Gebräuchen das Signal zur Aussaat zu geben und dieselbe zu weihen. In der Burg zu Athen und an anderen Orten wurde dieser Cultus feierlich begangen. Der „Erysichthon" der Erdaufreisser gehört zu diesem Cultus und an ihn knüpft sich ein besonderer Theil der mythologischen Sage.

Vergleichen wir nun das Bild der Athena — welches freilich noch nicht wissenschaftlich klar genug erscheint, um daraus den Urtypus dieser jedenfalls sehr alten Figuration deutlich und sicher zu erkennen — mit dem sogenannten Potrimpos, wie ihn Grunau uns überliefert hat, so muss es uns auffallen, dass von ihm gesagt wird: seine Gestalt sei die eines jungen Mannes ohne Bart gewesen, mit einem Aehrenkranz und mit fröhlicher Geberde. — Diese Beschreibung scheint auf eine weibliche Figur zu deuten und die Bezeichnung als „junger Mann" eben nur eine missverständliche zu sein. Grunau oder seine Gewährsmänner waren vielleicht in Betreff des Geschlechtes dieser Figuration ihrer Sache nicht recht sicher, auch zu wenig mit dem Gegenstand bekannt und wussten nicht recht, was sie daraus machen sollten. Grunau sagt weiter: das Kleinod des Potrimpos sei eine Schlange gewesen, welche in einer Urne von den Waidelottinnen, also den Priesterinnen mit Milch genährt und mit Garben bedeckt wird. — Hier haben wir wieder eine noch deutlichere Hindeutung auf eine weibliche Figur und den Frauencultus, wie er uns in dem Bilde der Athena entgegentritt. Schwerlich kann der beiden Personifikationen eigenthümliche und so bezeichnende Schlangencultus etwas Zufälliges sein, zumal Athena und Potrimpos unbestritten als Bilder der Fruchtbarkeit, als Schirmer und Schützer des Ackerbaues gedacht und verehrt worden sind. Die Aehnlichkeit beider ist eine zu auffallende, als dass man nicht recht dringenden Anlass hätte, sie für identisch zu halten. Wenn Grunau, der einzige Gewährsmann, den wir haben, Potrimpos als Mann bezeichnet und zwar wie wir vorhin schon zeigten in einer Weise die eine Deutung auf eine weibliche Figuration nicht ausschliesst, so wird schwerlich Jemand darin einen vollgiltigen Grund finden können, um zu behaupten, dass das Gegentheil unmöglich oder ganz unwahrscheinlich sei.

Wir glauben indessen noch einen weiteren Schritt machen zu

sollen, um die Wahrscheinlichkeit darzuthun, dass wir es in Potrimpos mit einer weiblichen Figuration vielleicht mit dem allerältesten Typus der naivsten volksthümlichen Gottesidee zu thun haben. Sollte die „Göttermutter", von deren Verehrung Tacitus bei den Aestiern berichtet im Laufe der Zeit dem Volke ganz verloren gegangen sein? — Diese Frage muss nothwendiger Weise aufgeworfen werden, wenn man überhaupt der Nachricht des Tacitus Gewicht und Glaubwürdigkeit beilegt, wozu denn doch alle Veranlassung vorhanden ist. Hierauf kann, unseres Erachtens, nur erwidert werden, dass ein gänzliches Verschwinden einer derartigen Figuration der volksthümlichen Gottesidee bei einem Urvolke, welches, wie die Pruzen, seinen Urcharakter so treu in Sprache und Sitte bewahrt hatte, sich unmöglich annehmen lässt, eine Abwandelung der Figuration, für welche ja die Mythologie eines jeden Volkes Beispiele genug darbietet, kann angenommen und zugegeben werden, aber auf keine Weise ein totales Verschwinden einer Idee, eines Volksglaubens, mit welchem offenbar, wie wir weiter sehen werden, ein bedeutungsvoller Cultus verbunden war und zwar ein Cultus der dem menschlichen Gemüth so nahe lag und so überaus natürlich war.

Tacitus berichtet: sie verehren die Göttermutter; als Sinnbild des Gottesdienstes führen sie Gestalten von Ebern. Dieses dient statt Waffe und jeder Art Schutzwehr; es sichert den Verehrer der Götter selbst in des Feindes Mitte.*) — Wie kommt die Göttermutter zum Eber und was haben wir uns unter den Ebergestalten vorzustellen? Diese anscheinend so heterogene Verbindung wird zu einer überaus natürlichen, wenn wir uns vergegenwärtigen, dass die Taciteische Göttermutter — die Potrimpa — ebenso wie Athena die Figuration der Fruchtbarkeit, des Ackerbaues, des Segens der Erde war. Der Athena war der Pflug, die Pflugschaar, der Erysichthon, der Erdaufreisser geweiht und bei dem Cultus im Gebrauch. Der Eber des Tacitus ist nichts anderes; — denn der Eber, slavisch Kjer-nos d. i. Kehrnase, ist der Erdaufwühler, die Pflugschaar, für beide hatte die naive Sprache

*) Wir geben hier absichtlich eine von der Uebertragung bei Joh. Voigt die wir vorhin bei den Quellen anführten, abweichende Uebersetzung, um auf die verschiedenartige Wiedergabe dieser Stelle des Tacitus die Aufmerksamkeit hinzulenken, den Philologen es überlassend, das Sinngetreue herauszufinden.

denselben Ausdruck, denn beide thaten im concreten Falle dasselbe, sie furchten die Erde. So wurde Eber und Pflugschaar zu einer Figuration und wir werden nun wissen, was die Vorsteck-nadeln, die Fibulae in Gestalt eines Eberkopfes zu bedeuten haben, welche wir in schöner Bronce-Arbeit in den Aschen-Urnen der alten Pruzen finden. Amulette sind es, geweihte Bilder, die den Krieger im Kampfe schützten.

Wollen wir nun noch länger daran zweifeln, dass die Göttermutter, die Potrimpa, die Athena, eine und dieselbe Figuration uralten Volksglaubens seien?

Woher nun aber der Name Potrimpa oder vielleicht Potrimpas? — Es erscheint nicht gezwungen, sondern durchaus natürlich und nahe liegend, ihn von dem slavischen potrebno, das Nothwendige dasjenige was man bedarf, also das Lebensbedürfniss, herzuleiten, der richtige Name wäre demnach Potremba oder Potrembas und der Uebergang in das weichere Potrimp unschwer als in der Lautabwandelung begründet zu erklären. Die heilige Mutter, welche Alles gab, was zur Lebens-Nahrung und Nothdurft erforderlich war, konnte das Volk auch nur danach benennen und bezeichneten sie also auch als „Spenderin" aller Bedürfnisse.

In diesen drei Gestaltungen der Gottesidee des pruzischen Volkes, der Potrempa, dem Patulos-Pjekolos, dem Pjerun-Perkonos liegt etwas überaus Naives, Natürliches, Volksthümliches, es sind einfache Vorstellungen, Urtypen des Volksbewusstseins und der natürlichsten Ausdrucksweise, wie sie in dieser Einfachheit in keiner anderen Götterlehre, bei keinem andern Volke sich finden und in dieser Beziehung behalten sie einen besonderen Werth. Es dürfte nicht ein Irrthum sein, wenn wir annehmen, dass diese einfachen Urgestaltungen geeignet sein werden, die Gebilde anderer Mythologien, die eben noch nicht auf die Urtypen zurückgeführt sind, vielmehr in einer durch Abwandelung unklar und unsicher gewordenen Vieldeutigkeit sich uns darstellen, zu erklären. Die Gebilde der Gottesidee der alten Pruzen treten uns gewissermassen nackt entgegen, weder verschönert noch verhüllt durch mythologische Poesie, durch Sage oder Volkshumor; eine eigentliche Mythologie, eine Abwandelung der ursprünglich einfachen Figuration, eine Umgestaltung durch Personifikation ist bei den pruzischen Göttergestalten so gut wie gar nicht vorhanden, und das erscheint uns auf keine Weise als Mangel, vielmehr als eine

vollkommenere Form, insofern daraus die Idee als solche, einfacher und deutlicher hervorleuchtet. Man möge uns nicht das Bild der pruzischen Götter und ihres Cultus entgegenhalten, wie es uns bei den Ordens-Priestern und ihren Nachfolgern erscheint; dies Bild ist ein Zerrbild, es ist verschwommen, verwischt, übermalt; es giebt nur die letzten Ueberbleibsel einer im Laufe der Zeiten verkommenen abgelebten Idee, in welcher das ursprüngliche Bewusstsein gar nicht mehr existirt; da ist nicht Gottesidee sondern vollständiger Götzendienst vorhanden, dem bereits aller geistige Inhalt abhanden gekommen und der nahe, sehr nahe daran ist zu verfaulen, zu verdorren.

Wodurch diese Abwandelung hervorgerufen ist, die sich offenbar naturgemäss dem Lauf aller Dinge entsprechend, vollzogen hat, ist eine nothwendige Frage, deren Erörterung vielfache Schwierigkeit bietet, die aber versucht werden kann. Eine der eigenthümlichsten und bedenklichsten Nachrichten, welche uns von Chronisten überliefert ist und die auch sonst in mannigfacher Gestaltung in der vorhistorischen Zeit des Pruzenvolkes zur Geltung gelangt, ist diejenige über die Einwanderung der Gothen aus Scandien in das südbaltische Land. Hieran ist die Tradition geknüpft, dass die Gothen erst den Pruzen die Götter gebracht hätten. — Joh. Voigt stellt diesen Vorgang in seiner Beziehung zu Religion und Götterdienst so dar:

„Auf ihrer Götter Geheiss und Rath waren die scandischen Gothen aus ihrer nordischen Heimath ausgewandert. Mit der Verheissung, dass ihnen ein neues Land zum Wohnsitze ertheilt werden sollte, waren die gothischen Wanderer den Göttern in das Küstenland der baltischen See gefolgt und mit dem Glauben, dass da, wo sie wohnen sollten auch ihre Götter herrschen, und walten, verehrt und angebetet werden müssten, liessen die Gothen sich in ihren neuen Wohnsitzen nieder. Sie kamen aber zugleich mit der Ueberzeugung, dass ihre Götter auch von des Landes vorgefundenen alten Bewohnern anerkannt und in Verehrung aufgenommen werden müssten, und es ward diese Ueberzeugung um so lebendiger in ihnen, da es stammverwandte Völker waren, in deren Lande sie sich anheimten, da sie mit diesen bald zu Einem Volke wurden und gewiss auch ohnedem die religiösen Begriffe und Vorstellungen beider Völker sich nahe verwandt einander begegneten. Wie die Sage ferner berichtet, erklärte sich einer der Anführer

der scandischen Wanderer zum obersten Priester der Götter, um sein Leben lang den Göttern zu dienen, im Frieden über das Volk als Griwe Recht und Gesetz zu handhaben und in solcher Weise in göttlichen und menschlichen Dingen als oberster Priester und oberster Richter über Volk und Land zu herrschen. — Drei mächtige Hauptgötter waren es, welche aus Scandien mitgebracht nach des Griwen erstem Gesetze auch in dem neuen Lande allgemein verehrt, aber nie ohne ihn selbst an heiligen Orten angebetet werden sollten, weil sie den Wanderern die neue Heimath verliehen hatten. Ihre Namen waren: Perkunos, Potrimpos, Pikullos."

Soweit Voigt, der sich hauptsächlich auf Jornandes stützt. Abgesehen von allem Unbefriedigenden in dieser Darstellung muss es auffallen, dass Voigt nicht bemerkt hat, welch ein Widerspruch darin liegt, dass Gothen Götter mit offenbar preussisch-lettischen Namen sollen herüber gebracht und dem schon lange angesessenen Volke sollen octroyirt haben. Ein derartiger Vorgang wäre zu krass, als dass er auch nur den geringsten Anschein der Wahrscheinlichkeit für sich in Anspruch nehmen könnte.

Die Ueberlieferung Grunaus:

„Die Einwohner Preussens wussten im Anfang weder etwas von Gott noch Göttin*), sondern sie verehrten die Sonne. Da aber die Cimbern**) kamen, die brachten drei Bilder ihrer Abgötter mit sich, den Patollos, Potrimpos und den Perkuno und zwangen ihre Nachbarn, sie für allmächtige Götter zu halten."

entbehrt so sehr der Deutlichkeit und Verlässlichkeit, dass sie in dem Sinne, wie sie gegeben ist, unmöglich als begründet angesehen werden kann.

Dass Stämme nordischen Volkes von Scandien aus in das südbaltische Küstenland hinabgekommen seien und dort sich sesshaft gemacht haben, ist an und für sich so natürlich und wahrscheinlich, dass sich in dieser Beziehung gegen die überlieferten Nachrichten nichts einwenden lässt; selbst wenn wir gar keine Ueberlieferung der Art hätten, würden wir schon aus Gründen

*) Es muss auffallen, dass Grunau hier wieder und ganz bestimmt von „Göttin" spricht und dies kann zur Unterstützung der Ansicht dienen, dass er die Potrimpa als Göttin wohl gekannt habe, aber dessen so wenig sicher gewesen sei, dass er sie als männliche Gottheit dennoch endlich habe gelten lassen.

**) Luc. David hat für Cimbern: Scandier oder Gothen.

anderer Art veranlasst sein, derartige Beziehungen der nordbaltischen Stämme zu den südbaltischen anzunehmen. Es sind dieselben eigenthümlich construirten Steingräber, dieselben Steinsetzungen und Opferstätten, dieselben Urnen, dieselben Stein- und Bronce-Geräthe, ja Silbergeräthe und Zierrathen, welche wir in den preussischen, finnischen, kurländischen und ebenso in den schwedischen und jütisch-dänischen Küstenlanden finden und die auf eine gewisse Einheit der Volksstämme unwiderleglich hinweisen. Es muss auch daran erinnert werden, dass vor der Zeit der sogenannten grossen Völkerwanderung der Unterschied der Sprachen der verschiedenen Stämme noch nicht eine so entschiedene Gestalt angenommen haben mochte, dass Völker arischen Characters sich nicht sollten leichter haben verständigen können, da sie doch aus einer Urheimath stammend, dort ihrer Zeit eine ziemlich gemeinsame Sprache besessen hatten und diese ihre Flüssigkeit und Wandelbarkeit auf dem Zuge nach Europa und in neuer Heimath gewiss noch lange Zeit bewahrt haben muss, bis sie erst mit der Bildung der sich scheidenden Nationalitäten sich crystallisirte und abschloss.

Es ist aber, unseres Erachtens, auch gar nicht nothwendig anzunehmen, dass die scandischen Gothen die Pruzen überwältigt und sie gezwungen hätten, ihre nordischen Götter anzunehmen. Eine andere Erklärung scheint ungezwungener, natürlicher, nämlich diejenige, dass die Einwanderung und Ansiedelung der Scandier allmählig erfolgt sei und mehr einen friedlichen Character gehabt habe, dass sich allmählig eine Verschmelzung dieser Völker vollzog und hierbei die Scanden vielleicht als das politisch und commerziell gebildetere uud geschultere Volk ein Uebergewicht behaupteten. Freilich müssten sich dann in den Ueberbleibseln der Sprache und auch in Ortsnamen und sonstigen Bezeichnungen unbedenklich Beweise für diese Verschmelzung erhalten haben. Wir müssen hierüber mit unserem Urtheil noch zurückhalten, da in dieser Richtung noch alles unklar ist. Nehmen wir indessen eine kriegerische Ueberwältigung von Seiten der scandischen Gothen, oder eine grössere Einwanderung, oder auch — was vielleicht das Gerathenste sein möchte — eine allmälige Colonisation durch die scandischen Gothen, namentlich an der Weichsel und vielleicht auch im Samland an, mit welcher ein langes friedliches Zusammenleben der Pruzen und Gothen verbunden war, so werden

wir in jedem Fall veranlasst sein, uns darüber ins Klare zu setzen, ob die religiösen Anschauungen beider Völkerschaften in dem Maasse verwandt waren, dass sie Anlass zu einer Verschmelzung, zu einer natürlichen Vereinigung werden konnten, da ein gewaltsames Aufdringen einer fremden Religion, etwa wie dasjenige Seitens des deutschen Ordens, eine Ausrottung der Gottesidee, auf keine Weise zulässig erscheint.

Es sind vorzugsweise drei Gestalten der nordischen Götterlehre, welche wir bei dem Vergleich der pruzischen mit der scandischen Gottesidee in Betracht zu ziehen haben. Thorr, Odhin und Frigga. Während nun die pruzischen Göttergestalten sich uns in übergrosser Einfachheit als Figurationen einer naiven Anschauung der erhabenen Naturkräfte und kaum einmal als Personificationen darstellen — denn die eigentliche Mythologie, die Götterfabel, die Vermenschlichung der Götter, fehlt den Pruzen fast gänzlich — tritt uns die nordische Götterlehre in einer Reichhaltigkeit und Vielseitigkeit entgegen, wie keine andere. Es liegt hierin etwas sehr Bedenkliches in Bezug auf unsere Untersuchung und man könnte von vorn herein mit vielem Grunde sich der Meinung hingeben, dass es nicht scandische Gothen gewesen sein können, deren Götterlehre und Götterverehrung auf den pruzischen Stamm gepfropft worden sei. Die pruzische Götterlehre — so kann man argumentiren — erweise eben durch ihre reine, einfache, erhabene Naturanschauung, eine grössere Ursprünglichkeit und entschieden höheres Alter, als die scandische; diese sei gewissermassen schon modernisirt, mit allen möglichen Zuthaten versehen und in ihr die ursprüngliche naive Gestaltung gar nicht mehr wieder zu erkennen. Wie sei da nun anzunehmen, dass ein Vorgang habe stattfinden können, der der Zeit nach nicht gut möglich gewesen sei, denn das höhere Alter spreche für die Pruzen und eine Uebertragung der scandischen Götterlehre auf sie, hiesse etwa ebensoviel, als anzunehmen, die Römer hätten ihre Götterlehre den Griechen imputirt.

Sehen wir indessen einmal vorläufig hiervon ganz ab, um die Gestalten Thorr, Odhin, Frigga mit den pruzischen Göttern zu vergleichen, so ist Odhin so überaus vielseitig, dass es schwierig ist, die in ihm liegende Grundidee aus der Fülle der ihn umgebenden mythologischen Fabeln herauszuschälen. Odhinn ist — wenn wir Mannhardt folgen wollen — Allvater, Sturmgott,

Erntegott, Winterlicher Gott, Siegesgott, Dichtergott. Hauptsächlich wird er als im Sturme einherfahrend gedacht, als wilder Jäger, und ein gut Theil der mythologischen Sagen hat vorzugsweise in dieser Vorstellung seinen Grund. Ich wüsste nun wahrlich nicht, mit welcher Figuration unter den pruzischen Göttern dieser vielgestaltige Odhinn in irgend welche bestimmtere Analogie zu bringen wäre. Da sie mit Pjerun-Perkonos weder, noch mit Potrimpa die mindeste Aehnlichkeit hat, so bliebe nur der Sonnengott Patulos-Pjekolos übrig. Aber Niemand wird behaupten wollen, dass Odhinn (Wodan) den ausgesprochenen Character als Sonnengott habe. Der Sonnen- und Licht-Gott der Scanden ist Baldr, Odhinns Sohn; es hat aber Svenn Nilsson zur Genüge dargethan, dass Baldr nicht ein ursprünglich nordischer Gott sei, vielmehr der phönicische Baal, nach dem Norden verpflanzt.*) Ob nun Baldr, Baal und Pjekolos zu identificiren seien, wird so lange eine offene Frage bleiben, bis es gelungen sein wird, über den Cultus dieser Gottheiten mehr als bisher zu ermitteln. Wenn sie identisch sein sollen, so würde sich ohne Zweifel auch im Cultus bei Pruzen und Scanden die Identität herausstellen.

Der Sprachschatz des Slavischen bietet manche Veranlassung zu der Annahme, dass bei den Slaven ein Baal-Cultus existirt habe. So heisst u. A. der Streithammer Balta, das Getöse Baluch, der Klumpen, die unförmliche Masse Balwan, der Götzentempel Balwanica, der Götzendiener Balwochwalca (offenbar aus Bal und chwalic rühmen zusammengesetzt), der Götzentempel Balwochwalnia, der Schwätzer, Aufschneider, Schwindler Balamut, das Zeitwort balamucić. Diese Bildungen der Sprache können nicht zufällig sein, die Bedeutung der Worte ist eine zu verschiedenartige, während in allen dieselbe Wurzel steckt.

Viel deutlicher ist die Analogie zwischen Thorr und Pjerun-Perkonos. Thorr, Thunar ist der nordische Gewittergott, der seinen Hammer Mjölnir, den Zermalmer, schleudert. Hier haben wir eine überraschende Uebereinstimmung mit dem Pjerun-Perko-

*) Wir verweisen auf Svenn Nilsson: Die Ureinwohner Scandinaviens, Hamburg 1865, worin derselbe eine überaus interessante Vergleichung des phönizischen mit dem nordischen Sonnencultus giebt und das Vorhandensein phönizischer Colonieen an den Gestaden des baltischen Meeres aus den Alterthümern und den Ueberbleibseln der heidnischen Gebräuche in Scandinavien in geistreicher Weise nachweist.

nos, dem Blitzstrahl-Zertrümmerer, und selbst für den Hammer Mjölnir, genau Zermühler, findet sich in dem slavischen Mlotek, der Hammer, die Analogie wieder, denn in Mlotek ist die Wurzel Mlec, mahlen, zerkleinern, zermalmen.

Adam von Bremen (1070) sagt von Thorr: er führt den Vorsitz in der Luft, er lenkt Donner und Blitz, giebt Wind und Regen, heiteres Wetter und Fruchtbarkeit. Wenn Pest und Hungersnoth droht, opfert man dem Thorr. — Grunau sagt vom Perkonos: man rief ihn an um des Gewitters willen, damit sie Regen hätten und schön Wetter zu seiner Zeit und ihnen der Donner und Blitz keinen Schaden thäte. —

Wir sehen hieraus, wie sehr diese beiden Figurationen zusammenfallen, die Scandische mit der Pruzischen. Um desto auffallender ist es, dass sich bei den Pruzen und Lithauern keine der vielen Thorr-Mythen erhalten hat, an denen die nordische Mythologie so reich ist und die wohl um desto leichter Eingang hätten finden können, als, wie die lithauischen Dainos uns zeigen, bei dem Volke eine tiefe und schöne Neigung für poetische Gestaltung vorhanden war. Desto beachtenswerther und werthvoller erscheint eine Daina, welche Gisevius in Tilsit in den Neuen Preuss. Prov. Blätter für 1846 Band 1. S. 250 unter der Ueberschrift: Mênesio swodba des Mondes Heirath mittheilt. Wir lassen sie hier folgen:

Daina. Mênesio swodba.	**Des Mondes Heirath.**
Menů Saulužę wedc,	Mond heirathete Sonnchen
Pirmą Pawasareli.	Im ersten Vorsommer
Sauluże anksti ryta keleś	Sonnchen stand früh auf,
Menużis atsiskyre.	Mond stahl sich heimlich fort
Menů wiens waiksztinêjo	Mond wandelte allein,
Auszrinę pamilêjo	Auschrinne*) liebgewinnend
Perkuns diddey supikęs,	Perkunos zornig drauf
Ji Kardú perdalijo.	Zerhieb ihn mit dem Schwerte.
Ko Sauluźês atsiskyrei?	Was trennst du dich von Sonnchen?
Auszrine pamylêjei?	Verfolgst mit Lieb Auschrinne?
Wiens Naktij' vaiksztinejei?	So wandle Nachts allein
Szirdis pilna Smutnybês.	Das Herz voll Traurigkeit.

*) Den Morgenstern; in der Uebersetzung ist die weibliche Bezeichnung Auschrinne wie sie der Lette hat, jedenfalls dem Sinn entsprechender.

Dieses Volkslied trägt offenbar den Character hohen Alterthums und der naivsten lieblichen Naturanschauung. Wir lernen hier den Perkonos ganz so wie Adam v. Bremen den Thorr schildert, als den Regierer, den Beaufsichtiger, den Beschützer der Ehe kennen, der ein strenges Regiment am Himmel führt; er straft den Mond für seine Untreue, zerhieb ihn mit dem Schwerte (Kardu) und verweist ihn in die nächtliche Einsamkeit. Es wäre interessant, den poetischen Sagenschatz des Nordens genauer zu durchforschen, um zu sehen, ob sich nicht in demselben eine ähnliche Volkssage findet. Die Edda enthält nichts was auch nur entfernt an jenes lithauische Lied erinnert.*)

Während nun die etymologische Bedeutung, die naive Volksvorstellung im Pjerun-Perkunos uns unzweifelhaft klar vorliegt, vermissen wir trotz aller Nachrichten über Thorr, die Deutlichkeit und den Sinn in dieser Figuration. Die Vielgestaltigkeit der ihn betreffenden mythologischen Erzählungen trägt nicht gerade dazu bei, die in ihm ruhende Grundidee zweifellos herauszustellen. Die etymologische Erklärung von Thorr wie Mannhardt sie giebt, als Zusammenziehung aus Thunar Thonar oder Thonars ist schwer zu rechtfertigen, und ebensowenig würde die Bezeichnung als tönender Donner derjenigen Vorstellung haben entsprechen können, welche das Werfen des Feuers, den Blitz, vorzugsweise ausdrücken wollte, nicht blos den Schall des Donners allein. Ehe Thorr nicht sprachlich erklärt ist, wird sich das Dunkel, welches über den hierher gehörenden Mythen schwebt, auch nicht klären. Bemerkenswerth ist es, dass wir im Slavischen das Wort tor finden in einer Bedeutung, welche von den Analogien, von den sonst in dieser Sprache für den ähnlichen Begriff anwendbaren Wortstämmen, durchaus abweicht; tor heisst nämlich „Bahn, gebahnter Weg" das Zeitwort davon toruje, torować, während für Bahn, Pfad, Weg im Slavischen sonst Worte da sind, die mit dem Ausdruck tor ganz und gar nicht verwandt sein können, tor ist auch an-

*) Es ist überaus auffallend, dass während in den litthauischen und lettischen Volksliedern der Mond menu stets als Masculinum sich findet und auch das Slavische ihn nur so hat, dennoch im Letzteren, analog dem Lateinischen, sich auch die Luna findet als łuna łona Widerschein und sogar łunąć strömend ausgiessen. Aus slavischer Wurzel sind diese Bezeichnungen nicht entstanden; sie sind vielmehr aus einer andern Sprache überkommen, deren Nachweis von vielem Interesse wäre.

tiquirt und man möchte vermuthen, dass es, weil es im Slavischen so ganz vereinzelt dasteht, kaum den Wurzeln dieses Sprachstammes angehört.

Gehen wir nun zu der dritten Figuration der pruzischen Gottesidee, zur Potrimpa, der Spenderin aller Lebensnahrung und Nothdurft über, so finden wir in der nordischen Mythologie, wenn wir uns nicht lediglich an ganz allgemeine Züge der einen oder andern Gestaltung anklammern wollen, keine Figuration, welche der Grundidee der Potrimpa ganz entspräche. Die Gestaltungen der Fria-Frikka, der Gode, Sunna sind an und für sich noch wenig geklärt und fliessen so sehr ineinander, geben ein so verschwimmendes Bild, dass es gewagt erscheint, blos desshalb, weil eine Aehnlichkeit im Allgemeinen sich darbietet, auf eine vollständige Analogie schliessen zu wollen. An den Ebercultus finden sich im Norden einige aber doch nur sehr entfernte Anklänge, während wir von dem Schlangencultus, wie er bei der Potrimpa auftritt, keine Spur entdecken. In etymologischer Beziehung ist die Fria-Frikka ganz dunkel.

Halten wir diese Erwägungen zusammen, so kann das Resultat nicht zweifelhaft sein, — dass nämlich, wenn auch einige wenige Züge in der pruzischen und scandischen Götterlehre eine entfernte Harmonie aufweisen, wenn auch die Figurationen des Pjerun-Perkunos und des Thorr eine nicht zu verkennende Verwandtschaft darbieten, doch nichts uns berechtigen würde anzunehmen, oder zu behaupten, dass zwischen den Gottesbegriffen beider Völker im grossen Ganzen eine Uebereinstimmung bestanden habe. Die hierauf bezüglichen chronicalischen Nachrichten müssen wir vielmehr bis auf Weiteres für ein Missverständniss erachten. Möglich wäre es vielleicht, eine Lösung dieses Dilemma in der Annahme zu finden, dass die von den Chronisten genannte Völkerschaft der scandischen Gothen nicht zu jenen Stämmen germanischer Race gehört habe, deren Götterlehre wir zum Vergleich heranzogen, oder dass die Chronisten sich in der Bezeichnung jener vom Norden her einwandernden Völkerschaft irrten, oder endlich aber, dass überhaupt unter dem Gesammtnamen „Gothen“ nicht ein besonderer abgeschlossener Volksstamm, sondern ein Gemisch verschiedener Stämme zu einer Zeit verstanden worden sei. Doch alle derartige Conjecturen sind unfruchtbar und eine gründliche Lösung

wird immerhin nur in den Resultaten der Sprachforschung ihre positive Grundlage zu suchen haben.

Andrerseits darf nicht ausser Rücksicht gelassen werden, dass die Einwanderung eines Volkes vom Norden her, welches Gothen, Guten, Guttonen, Guden, Gotonen, Geten genannt wurde, ausser allem Zweifel liegt. Ausser den Nachrichten der Chronisten bestätigen auch viele Ortsnamen diesen Vorgang, über welche bei anderer Gelegenheit zu sprechen sein wird. Wenn aber auch zugegeben ist, dass dieses Volk germanischen Stammes einen sehr bedeutenden Einfluss auf die Gestaltung der Verhältnisse zwischen Weichsel und Pregel ausgeübt habe, — wenn man selbst (wofür gewichtige Gründe sprechen) annehmen kann, dass die Kampfart dieses Volkes erst den Namen der Pruzen, Schleuderer, im Culmer Lande entstehen liess, da sie selbst diesen Namen sich ebenso wenig gegeben haben, wie überhaupt irgend ein Volk sich selbst getauft hat, — so lässt sich doch die Identität der Götterlehre, welche den Gegenstand unserer Untersuchung bildet, mit der nordischen oder germanischen in keiner begründeten Weise nachweisen. Im Folgenden werden wir dafür noch auffälligere Beweise finden.

Ausser den drei Hauptgöttern haben wir uns nun noch mit einer Figuration der pruzischen Götterlehre zu beschäftigen, welche unter dem Namen Curche, Kurke, Kurko, Gurcho bekannt ist. Joh. Voigt hält die Schreibart Curche auf Grund einer Urkunde von 1249 für die richtige. Damit lässt sich indessen, da bekanntlich die Urkunden aus der Zeit des Ordens in Bezug auf die Worte aus dem den Ordensbeamten und Priestern fremden pruzischen Idiom durchaus keine Gewähr bieten, gar nichts beweisen. Sicherer ist es die Schreibart nach den zahlreichen Ortsnamen zu construiren, welche mit dem Cultus dieser Gottheit zusammenhängen oder aus ihm entstanden sind. Es finden sich deren eine bedeutende Anzahl die darauf hinweisen, dass dieser Gottheit hier ein Feld, dort ein See, eine Aue, Wiese, ein Hügel geweiht war, oder die Priesterschaft dieses Cultus hier und da liegende Gründe, Besitzthum hatte. Aus der grossen Zahl der Ortsnamen wollen wir nur einige anführen: Kurken, Kurkosadel, Kurnik (Kauernik) Kurzentnik, Kurkoczin, Kurkelauken. — Wir glauben daher die Schreibart Kurk, Kurko, Kurke für die aller Wahrscheinlichkeit nach richtigste halten zu müssen und sind der Ansicht, dass dieses Wort auf die Wurzel Kur zurückzuführen sei (wahrscheinlich

dem deutschen Gur verwandt), welche im Slavischen eine priapische Bedeutung zu haben scheint, wie aus der Abwandelung und Zusammensetzung in den Worten Kurek, Kurka, Kura, Kur (Hahn, Henne), ferner Kurwa u. s. w. zur Genüge sich ergiebt. Diese Combination erscheint auch als nahe liegend und natürlich wenn man berücksichtigt, dass in der Gottheit Kurk der Segen der Fruchtbarkeit personificirt war, mit welcher Vorstellung bei dem durchaus naiven und naturwüchsigen Character des Volkes sich leicht diejenigen Begriffe und Auffassungen verknüpfen konnten, welche wir in dem Cultus des Priap bei den Griechen und in ähnlicher Weise bei den Aegyptern finden. Ueber den Cultus des Kurk ist uns im Ganzen wenig überliefert; nur soviel scheint festzustehen, dass er hauptsächlich als Erntegott celebrirt wurde und damit Gebräuche verbunden waren, namentlich die Herrichtung einer Gestalt aus Getreidegarben, welche umhergetragen wurde, die sich bis auf unsere Zeiten erhalten haben und ebensowohl bei Slaven wie Germanen gefunden werden, obwohl sich bei letzteren die priapische Idee nicht nachweisen lässt. Die Nachrichten der Chronisten über den Kurk geben Veranlassung anzunehmen, dass das Volk mit dieser Figuration nicht eine so erhabene würdevolle Gottesidee verbunden habe, wie mit der Vorstellung des Perkonos, Pjekolos und Patrimp; der Cultus des Kurk muss immerhin aber ein weit verbreiteter und dem Volke angenehmer gewesen sein, sonst würde der deutsche Orden nicht mit so viel Bestimmtheit darauf bestanden und gehalten haben, dass das unterjochte Pruzenvolk diesen Cultus aufgeben sollte. Es wurde geradezu untersagt, den Cultus des Kurk zur Erntezeit auszuüben (Vertrags-Urkunde von 1249.) und es geht hieraus zur Genüge hervor, dass die deutschen Ritter und Priester dergleichen Erntegebräuche von Deutschland her nicht kannten, sonst hätten sie wohl dasjenige, was auch in ihrer germanisch christlichen Heimath als volksthümlich und unverfänglich im Gebrauch war, nicht den Pruzen als einen Götzendienst verbieten können und mögen. Aus diesem, im Ganzen nebensächlichem Vorgange, erhellt aber auch, dass der fromme Deutsche Orden auf keine Weise geneigt war, die Volksthümlichkeit der Pruzen zu schonen, vielmehr mit Strenge gegen alle Gewohnheiten und Gebräuche einschritt, die nur irgendwie nach Götzendienst aussahen.

Die Ueberlieferungen über den Cultus, die religiösen Einrich-

tungen und Gebräuche bei den Pruzen sind sehr dürftig. Wir haben im Verlauf unserer Untersuchung bereits jene Mittheilungen characterisirt und was wir in dieser Beziehung mit Rücksicht auf die Götterlehre sagten, gilt auch von den Nachrichten über den Cultus. — Die an und für sich vortreffliche Arbeit Toeppens über diesen Gegenstand hat nicht die Absicht, den ursprünglichen Zustand des Götterdienstes zu ermitteln und klar zu legen, sondern sie sammelt hauptsächlich die Ueberbleibsel des Heidenthums in Sitten, Gebräuchen und Aberglauben des Volkes und sucht dadurch ein annäherndes Bild von dem zu geben, was gewesen ist. Indem wir einen entgegengesetzten Weg einschlagen, es nämlich versuchen, an der Hand der Sprachforschung die Gestalten deutlich zu machen, welche unter fremdem unverständlichen Namen uns entgegentreten, hoffen wir in den Götterdienst der alten Pruzen ein klares Licht zu bringen. Die Resultate, welche sich ergeben werden, weichen von den Auffassungen Toeppens und Benders wie es der angewandten Methode nach nicht anders sein kann, bedeutend ab; aber anderseits werden unsere Untersuchungen auch in mannigfacher Beziehung in den Arbeiten T's. und B's. ihre Ergänzung finden und Manches in denselben sich als eine richtige Combination herausstellen, was seither nur als wahrscheinlich vermuthet werden konnte.

Als ein leitender Gesichtspunkt bei der Untersuchung über den Götterdienst der Pruzen muss vor Allem hervorgehoben werden, dass bei ihnen wie bei vielen alten Völkern die staatlichen und bürgerlichen Institutionen mit den religiösen Hand in Hand gingen. Die Priester, welche den Willen der Götter verkündeten, um Rath gefragt von Einzelnen, von Sippschaften, von dem Volke, waren auch Führer und Richter. In welchem Masse die bürgerlichen Institutionen sich mit den religiösen verbanden, ist an und für sich schwer ganz klar zu legen, wir werden indessen den Versuch machen können, auch hierin etwas mehr Klarheit zu schaffen,

Es ist eine nicht richtige Vorstellung, anzunehmen, die religiösen Einrichtungen der Pruzen hätten eine vollständige Priesterherrschaft, eine durchaus hierarchische Verfassung zur Grundlage gehabt. Die hervorragendste Stellung nahm offenbar der Griwe ein, den man als Oberpriester bezeichnet; die Priester sollen ihn aus ihrer Mitte gewählt haben, und zwar aus den ältesten Per-

sonen, — auf Lebenszeit. Er zog sich an einen bestimmten Ort zurück, zeigte sich dem Volke überaus selten, oder gar nicht, verkehrte mit demselben nur durch die Waidelotten oder besondere Sendboten, welche seinen Willen kund thaten.

Peter v. Dusburg, dem wir hauptsächlich die Nachricht über den Griwe verdanken, und den Joh. Voigt wie es scheint auch mit allem Recht in dieser Beziehung in Schutz nimmt (cfr. Beilage 10 zu Bd. 1 der Gesch. Pr.) schreibt nicht Griwe sondern Criwe; die Schreibart Griwe wird durch Joh. Voigt wie es scheint besonders deshalb vertreten, um die Ableitung von Greve, Richter, möglich zu machen. Dies erscheint denn doch als ein Missgriff, welcher vermieden worden wäre, wenn Voigt sich überhaupt den Grundcharacter der pruzischen Sprache als einer dem Slavischen sich zuneigenden, deutlich gemacht und berücksichtigt hätte, dass bei der Verbindung der Pruzen mit Masoviern, Litthauern, Letten, Esthen sich auch mannigfache sprachliche Vermischungen bilden mussten.

Wenn wir uns nun an den Criwe des Dusburg halten, und ihn des romanischen C entledigen, indem wir dafür das slavische K setzen, — Kriwe — so gewinnen wir eine sehr natürliche Erklärung für den Namen, denn Kriwe und Kriwy würde einfach „der Verborgene“ ergeben, von dem Verbum Kryć verbergen, verhüllen, und wir hätten hierin eben nur den Ausdruck dessen, was uns von dieser Person als charakteristisch überliefert ist, dass sie nämlich sich nie oder nur höchst selten zeigte und nur vermittelst anderer Personen ihre Befehle kund werden liess. Dass dies genau mit der Priesterherrschaft zusammenhing und mit anderen diesem ganz eigenthümlichen System entsprechenden religiösen und staatlichen Einrichtungen, wird sich im weiteren Verlauf unserer Untersuchung herausstellen.

Die Stätte, wo der Kriwe sich aufhielt, wird mit den Namen Romowe von den Chronisten bezeichnet; in einem heiligen Hain belegen, Niemand ausser den Priestern zugänglich, ein Sitz der Götter, deren Bildnisse in den Zweigen einer heilig gehaltenen Eiche sich befunden haben sollen. Luc. David sagt: Kein Uneingeweihter durfte Romowe betreten; nur die Landesfürsten Reiks (?) konnten sich bisweilen des Glücks erfreuen, mit dem Kriwe zu Romowe selbst von Mund zu Mund zu reden. Doch die Götterbildnisse blieben auch ihnen verhüllt, denn die heilige Eiche,

in welcher sie standen, war rings mit hohen Tüchern umhängt. Von allen Seiten umschloss den heiligen Göttersitz der heilige Wald in meilenlanger Ausdehnung. —

Ausser der Bezeichnung Romowe für den Sitz der Götter und des Kriwe, findet sich aber bei den Chronisten noch eine andere Bezeichnung für jene heilige Stätte, nämlich: Rykajot, Ryckoyo, Rickaito, Rickaita, Rickaiten. — Sim. Grunau braucht diesen Namen zweimal in seinem Bericht: Von denen Namen der Preussischen Abgötter von der Zeit der Bekehrung, Cap. 111. Er sagt u. A. von Patollo: „So jemand war, der seinem Bilde zu Rickoyott eine Ehrung gelobt hatte u. s. w." — Dann an einer anderen Stelle: „Man kam gen Rickoiot und gab einem Waidelotten eine Gabe u. s. w." — Wir finden die ähnliche Bezeichnung bei Luc. David, Hartknoch. — Joh. Voigt sagt hierüber in der Beil. II. zu Bd. 1. d. Gesch. Preussens: Ausser diesem gewöhnlichen Namen Romowe aber hatte der alte heilige Göttersitz noch die Benennung Rykajoth, Rickaito, Rickoyot, u. s. w. Denn so verschieden in Endsilben wird der Name in verschiedenen Chronisten gefunden. Auch dieser Name ist so alt, als die Sache selbst, und bedeutet nichts anderes als das heilige Romowe." — Man könnte nun in Zweifel sein, ob Joh. Voigt mit Recht diese beiden Bezeichnungen für identisch annimmt, denn dass an und für sich ein Unterschied im Sinn, in der Bedeutung der beiden Worte liegt, wird man wohl ohne Weiteres zugeben, wenn man in Rücksicht nimmt, dass es doch mehr als ungewöhnlich wäre, anzunehmen, ein so naives Volk, wie die alten Pruzen, hätten zwei sehr verschiedene Worte zur Bezeichnung eines und desselben Objects gebraucht. Irgend ein nicht unwesentlicher Unterschied muss in der Bezeichnung liegen, wenn wir auch nicht allein zugeben, sondern selbst behaupten wollen, dass beide Worte etwas Gemeinsames haben, für zwei Vorgänge gelten, die einander sehr nahe lagen.

Als entschieden bezeichnend und charakteristisch für den Wohnsitz des Kriwe, „des Verborgenen", finden wir, dass er von dort aus durch den Mund der Priester Befehle ertheilte, Entscheidungen traf; nach Allem was uns über diese hoch heilig gehaltene Person in den alten Ueberlieferungen mitgetheilt ist, dürfen wir gar nicht daran zweifeln, dass wir es hier mit der Institution eines heiligen Orakels zu thun haben, an welches das Volk oder die Edeln, sowie die Priester sich wendeten und durch welches

die letzteren hauptsächlich ihre Macht und ihren Einfluss ausübten und sicherten. Halten wir nun an dem Begriff des Orakels fest, wie wir ihn in dem Religionscultus der alten indischen Völker und der nach Europa herübergekommenen Stämme ausgebildet finden, so haben wir in „Oraculum“ den Stamm „or“ Mund als Sprachorgan und oraculum die Stätte, wo der Ausspruch erfolgte, geheiligt durch den Religionsgebrauch. Aehnliches, ja Gleiches fast, finden wir in den beiden Bezeichnungen, wie sie uns hier zur Untersuchung vorliegen. In Ro-mow haben wir den Stamm mow slavisch die Rede, Sprache, in Verbindung mit der Partikel roz, in weicherer Form ro, welche wahrscheinlich die Vielfältigkeit, das Oeftere oder Andauernde bezeichnen soll. Wir haben im Slavischen das Wort rozmowa für Unterredung und es kann nicht Wunder nehmen, wenn die alten Pruzen, wie es ja auch die Griechen thaten, aus der Bezeichnung für den Vorgang der Unterredung mit den Göttern, eine Ortsbezeichnung machten und den Ort selbst, Unterredung, Romowa, „Ausspruch“ nannten, da dieses ja eben das Charakteristische des Orts war.

Was machen wir nun mit Ryckajot, Rykoyot, Rickaito, Rikaita, Rikaiten? — Fast jeder Chronist hat eine eigene Schreibart dieses Wortes, woraus schon zur Genüge erhellt, dass keiner die Sprache verstand und den Sinn, welchen das Wort ausdrücken sollte; hätte einer von ihnen denselben verstanden, so würde er ganz unzweifelhaft die Uebersetzung dafür gegeben haben. Grunau ist noch der einzige, welcher, wenn auch nicht eine wörtliche Uebersetzung, so doch mindestens durch seine plump genug sich ausnehmende Erzählung von dem Aberglauben des Volkes und den Täuschungen der Priester eine umschreibende Erklärung für „Rickoyot“ unbewusst vielleicht geliefert hat. Er bezeichnet mit diesem Ausdruck deutlich, nicht etwa einen speciellen Ort, oder eine Gegend, es liegt keine topographische Bestimmung darin, sondern eine ganz allgemeine Bezeichnung; wo die Bilder der Götter waren und die Priester, da war auch „Rickoyot“ — nicht etwa umgekehrt. Dies führt uns auf eine sehr natürliche Erklärung des Wortes. Wir haben schon vorhin genugsam darauf hingewiesen, dass die Schreibart der aus der pruzischen Sprache stammenden Worte, wie wir sie bei den Chronisten finden, durchaus keinen Anspruch auf diplomatische Richtigkeit haben kann, weil den Chronisten die Sprache fremd war und dem deutschen Idiom dis-

parat. Die Chronisten konnten daher die Worte auch nur nach dem Gehör ungefähr wiedergeben in der deutschen Schriftsprache, die an und für sich ungefügig genug war. Mit Sicherheit können wir dies bei dem in der Aussprache schwierigen Wort „Rickoyot" gelten lassen und es als corrumpirt annehmen. Wenn wir aber seine Bedeutung zur Richtschnur nehmen, wie sie aus Grunau's einfacher Erzählung hervorgeht, nämlich Stätte der Götter und Priester, Heiligthum, so ist es mehr als wahrscheinlich, dass dieses Wort „Reka-woyt" nach heutiger Aussprache gelautet habe, das heisst „Stimme des Priesters", Ausspruch des Priesters, von dem alten slavischen Stamm rek sprechen, brausen, tönen (heute noch rekot rauhes Getöne, rekotka Schnarre, rek die Silbe, reka der Fluss d. h. der brausende) und woyt der Führer, Priester, Richter. Also auch hier haben wir es, wie bei Romowe, mit einer Spruchstätte zu thun, wir werden aber gewiss nicht fehlgreifen, wenn wir annehmen, dass Romowe die Bedeutung von Orakel, Götterspruch, hatte und Reckawoyt nur den Ausspruch des Priesters, die Entscheidung desselben, der ja auch gleichzeitig Richter war.*)

Dies führt uns nun auf die Waidelotten, Weideloten, die Priester. Analog dem Gedankengange der vorherigen Erklärung greifen wir auch hier zu dem Naheliegenden, Natürlichen. Das Volk hiess damals, wie heute noch, im Slavischen „ludy" „die Leute „der Woyd-lud" war also der Volksführer, Volksrichter und als solcher der Priester. Die Chronisten machten daraus Woidlot, Waidlot, Weidelotten, zuletzt Waidler und aus den Volksrichtern und Priestern wurden Zauberer, Gaukler und Landstreicher.

Auch der sog. Kriwe-Kriwaito muss hiermit in Verbindung gebracht werden, er bedeutet nichts anderes als der „verborgene Richter", also der oberste Richter, der Kriwe-woit, der gewiss über den woit-lud stand; und es liegt keine Veranlassung vor, wie Joh. Voigt will, anzunehmen, es habe Kriwaiten gegeben, welche ein geistliches Zwölf-Männer-Gericht gebildet hätten.

Es kann nicht Zweck dieser Untersuchung sein und würde uns auch von dem vorgesteckten Ziele zu weit abführen, wollten wir auf die Einzelheiten des sehr complizirten Göttercultus näher

*) Vergl. Adam v. Bremen, wo er das Samland beschreibt und von den Gutten spricht; er sagt u. A. von den priesterlichen Einrichtungen: A toto orbe ibi responsa petuntur maxime ab his paganis.

eingehen, zumal Toeppen und Bender diesen Specialitäten schon eine sehr eingehende Aufmerksamkeit haben angedeihen lassen und darin Schätzenswerthes geleistet ist. Wir werden uns daher nur an diejenigen Partieen halten, welche in jenen Schriften nicht hinreichend oder gar nicht erörtert sind und heben als solche hauptsächlich die Leichenbestattungen hervor.

Jac. Grimm sagt in seiner Abhandlung: Ueber das Verbrennen der Leichen:

„Von Anfang an war dem Menschen das Feuer heilig, dessen Gebrauch ihn wesentlich von allen Thieren abscheidet; im Feuer bringt er seinen Göttern Opfer dar. Ein von den Göttern ungnädig angesehenes Opfer lodert gedämpft, nicht in Flammen auf, das ihnen willkommne steigt mit hoher Rauchsäule in die Lüfte empor. Das Feuer, den dargebrachten Gegenstand verzehrend, hat ihn gleichsam dadurch vermittelt. Den Menschen musste also anliegen, auch ihre Todten den Göttern darzubringen und gen Himmel zu senden; wie das Grab den irdischen Stoff der Erde, erstattete die Brunst den seinen dem Element des Feuers, von welchem alle Lebenswärme ausgegangen war. Man glaubte, die Seelen der Abgeschiedenen zu beruhigen und zu begütigen, wenn man sie des ihnen gebührenden Feuers theilhaftig werden liess."

Dem Verbrennen der Leichen wie wir es, man kann sagen, fast ohne alle Einschränkung bei allen alten arischen Völkern finden, lag eine Vorstellung zu Grunde, deren Kern allein in der naiven Gottesidee gesucht werden muss. Den Alten waren die Götter im Aether, in dem die Erde überspannenden Himmel, der durch Sonne, Mond, Gestirne, Wolken, Regen, Sturm, Gewitter, Morgenröthe, ein Leben in sich barg, welches dem naiven Sohn der Natur wirklich ein Leben war, ein überirdisches Walten, welches in ihm reflectirte und seine Seele mit den eigenthümlichsten Bildern füllte, von denen unsere heutige Anschauung — wenn wir sie überhaupt in Vergleich nehmen können — in ihrem aus Verstand und Schönheitssinne gemischten Wesen kaum einen schwachen Abglanz zu bieten vermag.

Das Feuer entstammte dem Himmel; im Aether zog der Feuerball umher, im Blitzstrahl schoss die Flamme herab; die Erzeugung des Feuers, das Erwecken des Funkens durch Pramathyus, dies waren uralt naive Auffassungen. Das Feuer

war den Urmenschen etwas Heiliges, Geistiges, Lebendes, sich Bewegendes.

Die Ideenverbindung liegt nun nahe; wir müssen aber einen kleinen Schritt über J. Grimms Auffassung hinausthun. Indem die naiven Urmenschen den Leichnam den Flammen übergaben, die zum Himmel aufschlugen, um die Glieder des geliebten Todten züngelnd, sie umspielend und so den irdischen Stoff lösend und verzehrend, um ihn in den Aether zu tragen, in der Rauchsäule vermeinten sie den Verstorbenen in jene oberen Regionen zu senden, welche alle höhere Kraft, die Götter, in sich schlossen; sie vereinten ihn den Göttern, aber nicht etwa um dort zu verschwinden, zu verschwimmen, in das Nichts aufzugehen, — sondern um weiter zu leben in voller Persönlichkeit. Das Verbrennen war den Alten — und dies muss besonders betont werden, weil es sich ja als consequente Schlussfolgerung aus der dem Cultus zu Grunde liegenden Idee ergiebt — nicht ein materielles Zerstören nach unserem Begriff, sondern im Gegentheil, ein Wiederbeleben in gewissem Sinne, eine Vergeistigung, eine Gewähr für die Fortdauer.

So tritt uns, wie sich im Verlauf unserer Untersuchung erweisen wird, der dem feierlichen Verbrennen der Leichen zu Grunde liegende Gedanke bei den alten Pruzen durchaus deutlich entgegen, vielleicht deutlicher und fassbarer als bei anderen alten Völkern, und wir werden Grund haben, zu sagen, dass die Idee der Unsterblichkeit bei diesen Naturkindern einen symbolischen Ausdruck gefunden habe, der ihrer naiven Natürlichkeit entsprechend war, und einen bestimmten Inhalt hatte.

Gehen wir auf die chronicalischen Ueberlieferungen zurück, so finden wir, dass der Mönch Peter v. Dusburg es ausdrücklich hervorhebt, dass die alten Pruzen „an die Auferstehung des Fleisches glaubten". Aber "nicht so, wie sie sollten". — Denn: sie glaubten, dass, wie Jemand in diesem Leben gewesen, so werde er es auch nach der Auferstehung im künftigen sein und man gab beim Verbrennen den Leichen dasjenige mit, was hier im Leben zu ihrem Beruf und ihrer Beschäftigung gehört hatte; den Edlen, den Grundbesitzern, Waffen, Pferde, Sclaven, Mägde, Kleider, Jagdhunde, Jagdfalken und anderes; dem niederen Volke, was dem Gebrauch nahe lag. Dieses Mitverbrennen der Sclaven, der Lieblingsthiere, der Waffen und sonstigen Sachen

finden wir, wenn wir Grimm folgen wollen, bei den Griechen zwar nicht als eine allgemeine übliche Sitte, wohl aber als Vorgang bei der Verherrlichung der todten Helden. — Bei den Römern, den Sachsen, Thüringen, Franken, lassen sich dergleichen Gebräuche beim Verbrennen der Leichen nicht nachweisen. Bei Gothen hingegen, welche, wie Grimm sagt: „östlich gesessen, in Sprache und Gebräuchen vorzugsweise unsern Zusammenhang mit anderen Völkern des Alterthums am reinsten kund geben", finden wir in den im Ganzen spärlichen Nachrichten wenigstens das Mitverbrennen der Frauen. — Bei den Krestonäern, einem den Geten und Trausen nahe verwandten Stamm wird von Herodot und Mela das Mitverbrennen der Frauen, sowie der Waffen und der Habe ausdrücklich erwähnt. — Dass bei den Galliern die Leichenbestattung feierlich und luxuriös gewesen, dass namentlich Alles, was dem Todten lieb gewesen, Menschen, Thiere, Waffen, Geräthe mit verbrannt worden sei, geht aus Caesars Nachrichten genugsam hervor. Was nun Angelsachsen und Scanden anbetrifft, so ist es nach Grimms Untersuchungen unzweifelhaft, dass auch bei ihnen Helden und Heerführer mit grossem Gepränge verbrannt wurden, mit ihnen das gerüstete Pferd, die Waffen und Schmucksachen.

Bei Slaven und Indiern lässt sich nach Grimms Untersuchungen zwar das Mitverbrennen der Wittwen bestimmt nachweisen, jedoch — so müssen wir hinzufügen — für Gebräuche, wie sie der pruzischen Leichenbestattung eigen waren, findet sich durchaus kein Anhalt, was um so bemerkenswerther ist, als man leicht geneigt sein könnte, die Pruzen für einen slavisch-indischen Stamm zu halten. Sollten künftige Untersuchungen nicht Grimms Ermittelungen wesentlich umgestalten, so muss, obwohl die Sprache der Pruzen auf die indische Heimath und die nahe Verwandtschaft mit den Slaven hinweist, doch gerade in dieser Nichtübereinstimmung der Gebräuche bei der Leichenbestattung, in diesem gänzlichen Mangel an ähnlichen Ceremonien, eine Veranlassung gefunden werden, den Pruzen eine Sonderstellung in der Völkerfamilie der Arier einzuräumen, mindestens aber sie nicht schlechtweg den Slaven zuzuzählen. — Wir mögen hier nicht Jac. Grimms Ansicht über Wulfstan's Reisebericht unbeachtet lassen, insoweit er die Leichenbestattung betrifft. Am Schluss seiner Untersuchung über die Bestattungsgebräuche der Germanen sagt er: „Noch aber bin ich mit dem deutschen Gebrauch hier nicht zu Ende, falls ich

Grund hatte, gleich den alten Aestiern, auch spätere Esten für Germanen zu erklären, deren Name zuletzt an einem benachbarten und nachrückenden finnischen Stamm haftete; auf solche Weise war der keltischen Bojen Name mit dem Besitz des Landes erst auf die deutschen Baiern, zuletzt auf die slavischen Böhmen übergegangen. An jener nordöstlichen Seeküste hatte bereits Pytheas Ostiäer neben Guttonen gekannt, Tacitus hernach die ihm unzweifelhaft noch germanischen Aestier am suevischen Meer, den Sueven, wenn auch in Bezug auf ihre Sprache nicht ganz verglichen; viel später unterhielt mit ihnen Verbindung der gothische Theodorich. Finnen standen bereits im ersten Jahrhundert und warum nicht weit früher in oder an diesem Landstrich neben Germanen, wer könnte sagen, wann der germanische Stamm ausgezogen, der finnische an dessen Stelle getreten, wann vielleicht eine Mischung zwischen beiden entsprungen sei? War was im neunten Jahrhundert Esten heist, entschieden ungermanisch und schon finnisch, oder waltete damals noch das deutsche Element vor? auch wenn man letzteres für möglich hält, konnte Sprache und Sitte durch manchen Einfluss von Aussen her gestört und verändert worden sein."

Nachdem J. Grimm dann den Reisebericht Wulfstans gegeben, fährt er fort:

„Diese Zauberei sieht eher lappisch und finnisch als deutsch aus und auch die grosse Güterverschwendung scheint dem geregelten Erbrecht unseres Geschlechts widerstrebend; doch wem wird Wulfstans Beobachtung ganz genügen? Leichenmahle, Leichenwachen und Spiele waren auch unserem Alterthum gemäss. Das Wettrennen, wen mahnt es nicht ans Pferderennen bei Patroclus Leiche? aber um Beowulfs Brandhügel ritten gleichfalls die Helden."

Grimm ist der richtigen Fühlung gefolgt. Die neueren Forschungen auf dem Gebiete der Archäologie machen es immer wahrscheinlicher, dass es Finnen waren, welche im Verein mit Wenden und einer scandischen Völkerschaft in dem heutigen Preussen rechts der Weichsel angesessen waren und vielleicht waren es zumal Finnen, welche die ursprüngliche älteste Bevölkerung gebildet haben mögen. Die Alterthumsfunde in der Provinz Preussen, verglichen mit denjenigen in Estland und Finnland,

werden je mehr und mehr dieser Ansicht die Bahn brechen*); die Sprachforschung aber, welche uns seither gerade auf diesem Gebiet noch im Stich gelassen hat, muss allerdings noch erst des Gründlicheren um ihr Urtheil hierüber angegangen werden.**)

Wenn wir nun Wulfstans und des Peter v. Dusburg Berichte, die nur etwa 300 Jahre auseinanderliegen, gegen einander halten, so werden wir, wenn sie auch durchaus Verschiedenes erzählen, uns doch nicht dem Eindruck entziehen können, dass sie beide das Volk, dessen Gebräuche sie schildern, als ein wildes, phantasievolles Naturvolk erscheinen lassen, dessen leicht erregbares Naturell so ganz eigenthümliche rituelle Einrichtungen sich gebildet hatte. Dem Volkscharachter nach passen Beider Schilderungen durchaus zusammen; sie ruhen auf einem und demselben Grunde, sie ergänzen gewissermassen einander, indem sie Beide dieses Volk in seiner eigenthümlichen religiösen Gefühlsrichtung schildern und damit zugleich einen Blick in seine Institutionen thun lassen.

Ob überhaupt Kampfspiele und dergleichen Uebungen bei einigen Völkern des Alterthums als die Leichenbestattung verherrlichende, die Feier erhöhende Einrichtungen üblich und im Gange waren, lässt sich im Allgemeinen nicht sagen. Jac. Grimm weist nach, dass sie bei Bestattung von Helden stattgefunden haben und führt namentlich (mit Bezug auf Homer, Ilias Buch 24 und Odyssee B. 24) Folgendes an:

„Nachdem Holz im Walde gefällt und das Gerüste errichtet war, wird des Patroclus Leiche darauf gehoben, Achilleus schneidet sich sein Haupthaar ab und legt es in des todten Freundes Hand, wirft dann vier hohe Rosse, zwei von neun Haushunden geschlachtet, und zwölf getödtete zum Sühnopfer ausersehene Troer aufs Gehölz, das nun die Flammen verzehren. Zephyros und Boreas werden angerufen die Glut anzufachen. Als das grosse Gerüste zusammengesunken und die Flamme gestillt war, kehrten die Winde heim, die Krieger sammelten das weisse Gebein aus der Asche (ὀστεολογια ossilegium), legten es in ein Goldgefäss und

*) Wir erinnern nur an die in den Urnenhügeln gefundenen Zierrathen und vor Allem an die überaus merkwürdigen Steinsetzungen auf Hügeln, Bergrücken.

**) Ueber finnische und estische Sprache und ihren Einfluss auf das Gothische und Deutsche ist zu vergleichen: Jac. Grimm „Ueber das finnische Epos.“ — Leider hat sich G. hier nur auf Andeutungen beschränkt.

schütteten darüber auf der Brandstätte selbst den Hügel. — Ebenso verfahren die Troer mit Hectors Leichnam, nur dass keines Mitverbrennens der Thiere, noch begreiflich der Gefangenen Erwähnung geschieht. Sowohl des Patroclos als Hectors Leiche waren mehrere Tage liegen geblieben, bevor sie zum Brand gelangten, ausdrücklich heisst es in der Odyssee von Achilleus, dass er erst am achtzehnten Tag nach dem Tode sei verbrannt worden. Auf die Bestattung selbst folgten bei Achilleus wie Patroclos Leichenspiele, Kampf und Wagenrennen.

Die interessantesten Vergleiche lassen sich an diese Erzählungen knüpfen. Der Bericht und die Färbung des Ganzen würde entschieden anders ausgefallen sein, wenn nicht Homer, sondern der prosaische Wulfstan oder der mönchische Peter v. Dusburg über des Achilleus und Patroclus Bestattung berichtet hätten. Aber wenn auch die Pruzen keine Griechen waren und die poetische Heldensage bei ihnen fast ganz schweigt, so haben die trocknen und fast höhnenden Berichte der Chronisten nicht den Zug schwunghafter Phantasie und echt naiver Volksthümlichkeit unterdrücken oder abstumpfen können, welcher durch die Gebräuche bei der Leichenbestattung der Pruzen fühlbar hindurchzieht.

Dämpfen wir etwas den Nimbus, mit welchem Geschichte und Dichtkunst die Griechen und ihre Helden kunstvoll und lebensfrisch umzogen haben und lassen wir einige Strahlen der alles verschönernden griechischen Sonne auf die Bilder fallen, welche von feuchten Nebeln umzogen sich am Gestade der baltischen See vor unserem innerem Auge entfalten, — setzen wir uns auf Augenblicke über den Raum und die nach Jahrhunderten zählende Zeit fort, welche die schönen, edeln Griechen von den plumpen, verachteten Pruzen trennt, — lassen wir nur das Volksleben selbst seine Herzensgeheimnisse uns zuflüstern, — so werden wir von der Aehnlichkeit gewisser Grundideen und mancher Gebräuche bei den beiden so weit auseinander liegenden Völkern unwillkührlich überrascht. Nicht zulässig muss es erscheinen, anzunehmen, dass die Vorgänge bei dem Verbrennen und der Bestattung der Helden, wie sie Homer überliefert hat, nur reine Gebilde der Phantasie, der dichterischen Erfindung gewesen seien; oder aber: dass dieser Cultus nur als ein einmaliger zufällig gemachter betrachtet werden könne. Beide Zweifel und ähnliche werden sofort unhaltbar, wenn man beherzigt, dass weder die Volksdichtung

noch das Volksleben Gebräuche mit tiefer Bedeutung schaffen und anwenden kann, die nicht an und für sich in der Anschauung des Volkes schon längst ihren Grund und ihre Entstehung gefunden hatten.

Dergleichen Improvisationen, ebenso schnell schwindend wie entstanden, sind im Volksleben geradezu unmöglich, am allerwenigsten denkbar bei Gelegenheit einer das religiöse Gefühl und die höhere Anschauung des Volkes so nahe berührenden Action wie es die Verherrlichung der todten Helden war. Was Homer dichtend erzählt, kann seinem eigensten Wesen nach nur Volkssitte, religiöser Gebrauch gewesen sein; vielleicht nicht allgemeiner, alltäglicher Gebrauch, aber eine den ausgezeichneten Todten hoch ehrende Sitte, die eben nur in dieser Ausdehnung in eminenten Fällen zur Anwendung kam und kommen konnte, da sie unfehlbar mit grossen Vorbereitungen und vielem Aufwande verbunden war.

Auch Peter v. Dusburg berichtet ausdrücklich, dass, wie es ja auch leicht erklärlich, nur beim Verbrennen „der Edeln" das Ceremoniell mit jener eminenten Mitgabe der Waffen, Kleider, Thiere, Dienstleute u. s. w. verbunden war, denn die Edeln waren ja eben aller Wahrscheinlichkeit nach, die alleinigen freien Besitzer des Grundeigenthums; wir wissen wenigstens nichts von Gemeinden in Städten und Dörfern bei den Pruzen; doch wollen wir den Mangel der Nachrichten nicht geradezu als Beweis gelten lassen. Wenn wir nun Wulfstans Bericht genauer ansehen, der von einer Verschleuderung des Eigenthums durch die Preise des bei der Todtenverbrennung stattfindenden Wettrennens aussagt, so wird die Auffassung wohl als eine gegründete zu halten sein, dass an und für sich diese das Eigenthum verzehrenden Gelage, Spiele und Wettkämpfe nur bei den Kuningas and da odre heah dungene man, bei den Königen und andern vornehmen Männern im Gebrauch waren, bei denen überhaupt von einem Eigenthum in grösserem Maasse die Rede sein konnte. Ferner dass, wenn Wulfstan auch ausdrücklich das Wort feoh für Eigenthum, Habe gebraucht, dies doch unmöglich auf das ganze nachgelassene Besitzthum, wie Grimm es zu meinen scheint, zu beziehen sein möchte, da dessen Theilung und Verschleuderung im Wege des Wettkampfes an und für sich für ganz unthunlich zu halten ist. Dass es überhaupt an einem Erbrecht gänzlich gemangelt haben sollte, ist denn doch schwer anzunehmen und widerspräche gar zu krass aller sonstigen

Sitte selbst ganz roher Völker. Mit vieler Wahrscheinlichkeit lässt sich annehmen, dass sich der von Wulfstan gemeldete Gebrauch darauf zurückführen lässt, dass die Verwandten und Nachbarn des Todten wochenlang auf der Besitzung des Verstorbenen zechten und spielten, für das Wettrennen aber von der Familie desselben Preise ausgesetzt waren, der Hinterlassenschaft entnommen und in Pferden, Jagdhunden, Jagdfalken, Waffen, Geschmeide, Pelzwerk u. s. w. bestehend.

Aus einer Vergleichung der Erzählung Wulfstans und der dichterischen Schilderung Homers ergeben sich aber noch interessante Resultate. Die Gebräuche bei der Leichenbestattung bedeutender Männer bei Griechen und Pruzen stimmen in folgenden Punkten überein:

1) Dass die Leichen nicht gleich verbrannt wurden, sondern wochenlang liegen blieben; des Patroclos und Hectors Leiche mehrere Tage, des Achilleus achtzehn Tage; bei den Pruzen (Esten) einen, zuweilen auch zwei Monate, um so länger, je grösser ihr Reichthum ist; zuweilen dauert es ein halbes Jahr. Sie verstehen aber eine Kunst Kälte zu bereiten, die es möglich macht, die Leichen so lange zu halten.
2) Die Leiche wird auf den Scheiterhaufen getragen, der wahrscheinlich an besonders gewählter Stelle — nicht im Acker oder Wald, sondern auf sandigem Hügel — und wie J. Grimm erschöpfend nachgewiesen hat, von Aesten in Verbindung mit Dorngesträuch errichtet ist, welches rasch empor loderte.
3) Dem Todten werden Waffen, Schmucksachen, Kleidung mit auf den Reisighaufen gelegt und diese sowie in manchen Fällen seine Lieblingsthiere und auch Dienstleute, nachdem sie getödtet sind, mitverbrannt.
4) Die Knochen werden — nicht durch irgend Jemand, sondern durch bestimmte Personen — gesammelt, in die Urne gethan und in einem Hügel der Erde übergeben.
5) Vor oder nach dem Verbrennen finden Wettrennen um Preise statt.

Die Uebereinstimmung in dem volksthümlichen und religiösen Gebrauch bei beiden Völkern ist in diesen fünf Punkten entschieden vorhanden; damit indessen wird auf keine Weise ausgeschlossen, dass die Bestattungsgebräuche bei anderen Völkern nicht eben dieselben gewesen sein können, z. B. bei den Galliern, es fehlen

uns aber die genaueren Nachrichten. Ein Missverständniss würde es sein, wollte man aus der Uebereinstimmung in den Gebräuchen der Leichenbestattung bei Pruzen und Griechen auf eine Verwandtschaft beider zurückschliessen. Darauf hin lässt sich aber schliessen, dass diese beiden in Europa so weit voneinander gesessenen Völker in der Indischen Heimath nahe Berührungspunkte gehabt haben müssen, die sie später verloren und sich auch ganz verschiedenartig entwickelten.

Auf einige der vorangeführten Punkte müssen wir aber noch des Näheren eingehen.

Der Ausdruck „Scheiterhaufen" d. h. also Haufen von gespaltenen Holzkloben, Scheiten, entspricht nicht ganz der Vorstellung, welche wir von der bei den Alten üblichen Zurüstung des Holzes zum Leichenbrande empfangen, wenn wir die in den alten Sprachen dafür gebräuchlichen Worte genau in die unsrige übertragen. Wir verweisen dieserhalb im Allgemeinen auf J. Grimm „Ueber das Verbrennen der Leichen". — Bei fast allen alten Völkern finden wir für unser hochdeutsches Scheiterhaufen Worte, welche „Dorn oder Reisig" bedeuten, ohne den besonderen Zusatz „Haufen".

Wulfstan gebraucht ausdrücklich das Wort „ade" — Donne the ylcan dag, hi hine to thaem ade beran villad, an demselben Tag (an welchem) sie ihn auf den âde tragen wollen. Grimm vergleicht das Angsäch. âd, âde mit dem ahd. eit, Flammen des Scheiterhaufens: wenn wir aber in dem althochd. adebar den Reisigsammler, Reisigträger, den Storch noch erkennen mögen, so können wir âd geradezu für Reisig gelten lassen.*)

Der Vergleich mit eit Flamme ist überaus hinkend, denn auf den schon brennenden Haufen konnte man die Leiche nicht haben legen wollen und nicht legen können. Bei den Römern war hauptsächlich der Ausdruck rogus für Scheiterhaufen im Gebrauch. Grimm leitet ihn her — ob mit Glück mag dahin gestellt sein — von regere, wie toga von tegere (S. 234). Im Slavischen hat sich indessen der Stamm rog erhalten und bedeutet: das Hervorstehende, Spitzige, die Ecke, das

*) Möge man nun im Storch den âdebar den Reisigsammler, oder ôdbar den Reichthumbringer erkennen, so bleibt die Grundidee dieselbe. Der Reichthum ist eben auch nur das Zusammengebrachte, Gesammelte; so fasste es das Volk auf. Die Verbindung mit ôd scheint indessen weniger für sich zu haben, da ôd streng genommen nur Besitzthum bedeuten kann.

Horn, der Stachel; im weiteren Sinne auch das Dornige, Stachlige. Sollte nicht auch rogus auf eine alte Wurzel zurückzuführen sein?

Ein originaler Ausdruck für den Scheiter- oder Reisighaufen zum Leichenbrande ist uns im Slavischen so wenig, wie im Altpreuss. aufbewahrt; die Ausdrücke gorzelina und stos drewny, welche Grimm aus der modernen Sprache anführt, sind durchaus zweifelhaft. Die Analogie müsste auf rog oder tarn führen, welches letztere speciell für Schwarzdorn gilt.

Dass das Sammeln der Knochen aus den Ueberresten von Kohle und Asche nicht etwas Gleichgiltiges oder Unbedeutendes gewesen sein könne, ist schon daraus zu entnehmen, dass, wie vorhin erwähnt, man im Griechischen und Lateinischen besondere Ausdrücke für die Handlung findet. Aber das Pruzische spricht noch viel deutlicher und sagt noch mehr aus.

Unter den Priestern der Pruzen werden auch die Signotten genannt, deren einer auch wie es in der Lebensbeschreibung des heiligen Adalbert erzählt wird, denselben erschlagen haben soll. — Wer waren diese Signotten? — Hier müssen wir wieder an der Hand der Sprachforschung einiges Licht in die Sache zu bringen suchen.

J. Voigt, welcher Vater und Ostermeyer folgt, sucht das Wort von einem alten preussischen signat, welches „segnen“ heissen soll, oder von dem slavischen zegnoti mit gleicher Bedeutung herzuleiten. Es gibt aber weder ein altpreussisches signat, noch ein slavisches segnoti; Ostermeyer hat wahrscheinlich das slavische zegnać oder żegnać segnen im Sinne gehabt, welches unfehlbar als kirchlicher Ausdruck dem Deutschen seiner Zeit entnommen und nachgebildet wurde und gar nicht die Qualität einer originalen Wurzel hat. Abgesehen davon aber haben jene früheren Etymologen sich gar nicht die Frage klar gemacht, ob denn die Pruzen überhaupt den Begriff des „Segnens“ in ihrem religiösen Leben gehabt haben und haben konnten.

Wir wollen lieber einer natürlicheren Spur folgen und jene Sig-notten in siek-gnoty zerlegen von siek der Hieb, Schlag und gnot der Knochen, also einfach „die Knochenzerschlager“. — Wie kommen nun die Priester zum Zerschlagen der Knochen und welcher Knochen? — die Erklärung und das Verständniss liegen für denjenigen nahe genug, der sich mit dem Untersuchen der Urnenstätten und alten Wälle, die wahrscheinlich Opferstätten

waren, eingehender beschäftigt hat. In keiner Urne, selbst in den grössten von etwa 2 Fuss Durchmesser nicht, finden sich ganze Knochen, sie sind stets in kleine Stücke zerschlagen, sogar die Schädel und wenn noch irgend ein Zweifel über das absichtliche Zertrümmern der Knochen bestehen könnte, so würden die deutlichen Spuren der Hammerschläge, welche man an einzelnen Knochensplittern gefunden hat und welche, die Form des Instrumentes, mit dem die Zertrümmerung statt gefunden hat, in den Knochen abdrückten, unwiderleglich dafür sprechen und den vollgiltigsten Beweis liefern. Auch die Knochen der Opferthiere sind wahrscheinlich auf diese Weise zertrümmert, namentlich die grösseren Knochengerüste. Nun bietet uns das Slavische das Wort sik oder siek (sjik) in der Bedeutung „spaltender Hieb" und siekira (sjekira) für Beil, Axt, lateinisch secus, secur, also ganz deutlich „Hieber, Spalter" und es ist kaum einem Zweifel zu unterwerfen, dass dies der Name jener steinernen Hämmer war, welche in den Urnenstätten gefunden werden und denen man unrichtiger Weise die Benennung „Streitäxte" beigelegt hat. Es waren nicht Waffen, sondern Cultusgeräthe, vielleicht sogar Zeichen priesterlicher Würde und mit dem Cultus des Pjerun-Pérkonos, des Blitzstrahl-Zertrümmerers zusammenhängend, der wie Thorr den Hammer schleudernd und damit tödtend gedacht wurde.

Stellen wir diese Ergebnisse der Sprachforschung zusammen, so wird es überaus wahrscheinlich gemacht, dass das Sammeln und Zertrümmern der Knochen nach dem Verbrennen der Leiche eine rituelle Handlung war, welche besonderen Priestern oder Personen oblag, die man Siekgnotty nannte*).

Die gesammelten Knochen wurden in die von Thon geformte und mit leichtem Reisig oder Stroh gebrannte (und dadurch gehärtete) Urne gethan, deren Name unfehlbar mit „urere" brennen zusammenhängt. Diese wurde dann, nachdem noch die Ueberreste

*) In der Legende über den Tod des heiligen Adalbert wird ausdrücklich und sehr bezeichnend erwähnt, dass es ein Signote gewesen sei, welcher dem heiligen Adalbert den Todesstoss versetzte. Die Legende (s. Joh Voigt Gesch. Pr. I. 270.) hat allerdings den Ausdruck „Siggo", es dürfte indess nahe liegen, anzunehmen, dass hier nur eine Corruption des Wortes Signot vorliegt, zumal die Legende nicht etwa den Namen des Priesters geben, sondern die Function desselben bezeichnen will. „Der aber, welcher dies vollführte, war ein Priester der Götzen und Anführer des teuflischen Haufens".

der mit verbrannten Schmucksachen und Geräthe, Ringe, Nadeln Spangen, Messer, Dolche mit hineingethan waren, der Erde übergeben, indem man sie in einen Hügel eingrub, oder einen solchen darüber häufte und denselben mit Steinen belegte. Für diesen Hügel findet sich im Slavischen die Benennung mogila, dessen Bedeutung nicht erklärbar ist und im Lithauischen Kap Haufe, Kapas Grabhügel, vielleicht mit dem Slavischen Kup verwandt. Von gleicher Wurzel ist wahrscheinlich auch Kopać graben, Erde auswerfen.

Unter den Priestern werden uns ferner von den Chronisten Wurskait und Szwambrait genannt und bald darunter besondere Priesterklassen verstanden (Wurskaiten, Szwambraiten) bald diese Namen den „alten vergötterten Volkshäuptern Widewud und Bruteno" beigelegt, wie Joh. Voigt meint, welche auch Schutzgötter der Heerden und des Geflügels gewesen sein sollen und deren Bilder im ganzen Lande angebetet wurden. Jhre Namen hatten Beziehung auf die Gegenstände, denen sie Schutz und Gedeihen verliehen, oder auf ihre einstige Stellung zum Volk. So Joh. Voigt. — Es ist nun aber nicht ausser Acht zu lassen, dass wir es hier mit einer überaus widerspruchsvollen Ueberlieferung zu thun haben, welche selbst Joh. Voigt nicht einer Kritik unterworfen hat. Sim. Grunau berichtet, dass unter den Namen Wurskait und Szwaibrat die alten Könige Widewut und Bruteno verehrt und angebetet seien. Wie diese Uebertragung oder Verwandelung vor sich gegangen sei, was sie veranlasste und welchen Sinn sie etwa hätte haben können, darüber schweigt er gänzlich. Er zählt diese Gestaltungen auch durchaus nicht unter die eigentlichen Götter. — Anderseits sind es nun wieder Joh. Meletius und G. Waissel allein, welche Wurskaiten als Priester nennen, sie mit Waidelotten gleich stellen, sogar verwechseln, die Szwambrait aber gar nicht kennen und ebensowenig von der Vergötterung der alten Könige oder Heroen irgend etwas wissen. — Kurzum — die Nachrichten über S. und W. sind an und für sich so unzuverlässig, so widerspruchsvoll, dass sie im Grunde gar nicht in Betracht kommen können, denn sie bieten in dieser Gestalt nur einen geringen Anhalt dar und wir haben ihnen wohl nur die Erhaltung von Namen als priesterliche Bezeichnungen zu danken, deren Erklärung uns überlassen bleibt. Versuchen wir es damit.

Wir finden im Slavischen wrask, wrzask Klagegeheul, wraskać

lärmend wehklagen; wraskat oder mit der Versetzung des r — warskat, warskait würde ein „Wehklager“ sein und dies gäbe jene bei den alten Völkern bekannten Personen, welche angestellt oder berufen waren, die heulende Wehklage um den Dahingeschiedenen anzustimmen und zu leiten; sowohl Männer als Frauen übten dieses Amt aus. Es gewinnt, nach den Ueberlieferungen der Chronisten zu schliessen, den Anschein, als ob das Amt des „Wehklagers“ eine priesterliche Funktion gewesen sei. Da indessen das Wort wraskać auch die Bedeutung „lärmen, schreien“ hat, so könnte man die warskaiten auch für diejenigen Personen halten, welche die Leiche zum Scheiterhaufen mit lärmendem Geschrei begleiteten und dabei mit Schwertern und Keulen in der Luft herumhieben, um die bösen Geister zu verscheuchen. Diese „Lärmer“ und Verscheucher der bösen Geister, von denen Luc. David berichtet und welche, wie Joh. Voigt aus der vita s. Ottoni nachweist, auch bei den Pommern sich finden, scheinen für warskaiten eine angemessenere Erklärung zu geben, als wenn man sie für „Wehklager“ hält, da das Klagegeheul, wie aus den Berichten der Chronisten hervorzugehen scheint, hauptsächlich durch Weiber ausgeführt wurde, welche die Leiche begleiteten. Auch noch aus einem anderen Grunde möchten wir der letzteren Ansicht den Vorzug einräumen. Die warskaiten werden zusammen mit den szwambraiten genannt und schon ein gewisser Gleichklang im Namen führt darauf, dass eine Gleichartigkeit oder ähnliche Funktion beider Klassen bestanden haben müsse, dass ihr Beruf etwas einigermassen Analoges gehabt habe. So erweist es sich denn auch. Das Slavische bietet uns den Infinitiv szczwać jagen, hetzen, die Substantivform davon wäre szczwan. Wir haben ferner brat, welches wir gewöhnlich, aber ungenau, mit Bruder wiedergeben, da die deutsche Sprache kein Wort zur richtigen Bezeichnung des brat darbietet. Der Slave bezeichnet mit brat jeden männlichen Blutsverwandten, namentlich: den leiblichen Bruder, den Sohn des Ohms, den Sohn der Base und unterscheidet sie durch Zusätze zu brat. So finden wir den rodzony brat, den stryjeczny brat, wujeczny brat, cioteczny brat — den geborenen Bruder — den Vaterbruder Sohn — den Mutterbruder Sohn — den Mutterschwester Sohn. Ja er hat noch eigenthümlichere Bezeichnungen; er nennt den schlechten Verwandten, welcher der Sippschaft Unehre einträgt, psubrat Hundebruder. — Wir haben nun

in dem szczwanbrat eine analoge Wortbildung durch Zusammenfügung. Der szczwanbrat ist der „Hetzbruder“ d. h. derjenige Verwandte, welcher bei den Leichenverbrennungen die Hetze oder das Wettreiten nach den der Hinterlassenschaft entnommenen Preisen zu veranstalten und zu leiten hatte. Hiermit sind denn auch die Zweifel an dem Bestehen der Sitte überhaupt, zu denen Wulfstans eigenthümlich gefärbter Bericht vielleicht hätte Veranlassung geben können, abgewehrt, denn wenn uns die Sprache noch die Bezeichnung der dabei funktionirenden Personen aufbehalten hat, wenn wir daraus entnehmen können, dass es gewissermaassen ein Familienact gewesen sei, so werden wir an dem Bestehen der Sitte selbst nicht länger zweifeln können; wir werden aber auch naheliegende Gelegenheit haben es für sehr wahrscheinlich zu halten, dass die Sitte an sich nicht die krasse Form und Folge gehabt habe, wie sie aus Wulfstans Bericht resultiren müssten. Das Wettrennen nach den Erbstücken vollzog sich — so möchten wir denn doch annehmen — nur unter den nächsten männlichen Verwandten und vielleicht auch nur dann, wenn keine leiblichen Söhne vom Todten hinterblieben waren, geschah die Erbtheilung im Wege des Wettrennens, mangels anderer sie regulirender Gesetze.

Die Tullissonen und Lygaschonen, zu denen wir nun übergehen wollen, werden uns gleichfalls als Priester von den Chronisten bezeichnet. Joh. Voigt erwähnt sie als Kranken- und Leichen-Priester, was an und für sich gar keine Erklärung ist, aber auch durchaus nicht mit der Schilderung übereinstimmt, welche uns von diesen Leuten in dem Compromiss von 1249, dessen Wortlaut wir unter den Quellen vorhin mittheilten, gegeben ist. In demselben mussten sich die Pruzen den Rittern gegenüber verpflichten, dass sie die T. und L. „künftig nicht bei sich halten würden“, jene Menschen voller Trug, jene Komödianten, welche gleichsam (quasi) als Priester der Heiden bei den Begräbnissen fungirten u. s. w. Es geht hieraus zur Genüge hervor, dass sie nicht Priester waren, sondern nur gewisse Funktionen ausübten; sie hatten nichts mit der Religion an sich zu thun und nahmen keine offizielle Stellung ein; sie übten aber Gebräuche aus, welche tief in der Anschauung des Volkes über die künftigen Dinge begründet waren. „Komödianten“ werden sie von den Ordenspriestern genannt, „Lügner, welche das Böse als gut darstellten, und die Todten (wegen ihrer

Diebereien und Raubzüge) lobten, — ebenso wegen ihrer Unsauberkeiten, Plünderungen und anderen Fehler und Vergehen, die sie im Leben verübt, — und welche die Augen zum Himmel gewandt mit lautem Geschrei lügnerisch vorgeben, sie sähen vor ihren Augen den Verstorbenen, wie er mitten durch den Himmel auf einem Rosse fliegt, mit glänzenden Waffen geschmückt, auf der Hand den Falken haltend und mit grossem Gefolge in die andere Welt hinübergehend". — Wahrlich, eine prächtige und piquante Characteristik dieser Komödianten und Lügner! So ist es recht, ihr tugendsamen Ordenspriester! Aber eins hättet ihr ihnen noch an den Hals werfen sollen, um sie so recht zu discreditiren; ihr hättet sie „Romantiker und Volksdichter" schelten sollen! Ihr musstet den Waenemoinen einsperren und alle Dainos confisciren, wenn ihr Ruhe haben wolltet vor jenen Landstreichern, an denen das Volk so fest hing, nachdem ihr es mit Feuer und Schwert gezwungen hattet, von seinen Göttern zu lassen.

Die mönchischen Ritter müssen diese Tulissones vel Lygassones, wie sie in den Urkunden benannt werden, für sehr gefährlich und einflussreich erachtet haben, sonst würden sie nicht 17 Jahre nach dem ersten Angriff auf die Selbstständigkeit der Pruzen gerade ihre Abschaffung und Entfernung stipulirt haben. Dass das Volk in diesen ersten 17 Jahren schon so vollständig christianisirt gewesen sei, dass diese Tulissones vel Lygassones nur noch den letzten Rest des Heidenthums repräsentirt hätten, ist auf keine Weise anzunehmen; ja, die historischen Ueberlieferungen widersprechen dem geradezu; der Kampf mit den Pruzen dauerte nach jenen 17 Jahren noch einige dreissig. Das Volk war nur mit Anwendung von Gewalt von seinen heidnischen Gebräuchen fern zu halten. Zwei Generationen mussten vergehen, ehe das Christenthum nur einigermassen sicher an die Stelle der alten indischen Naturreligion treten konnte. Das Land und die Menschen hatte man schliesslich in seiner Gewalt, aber den naiven Sinn und die Naturwüchsigkeit konnte man nicht ausrotten. — Warum zog man nun nicht in jenem Vergleich von Christburg 1249 gegen die pruzischen Götter, gegen die Religionsdiener, den Kriwe, die Waidelotten zu Felde, — warum mussten gerade die Tulissones vel Lygassones den Zielpunkt bilden, — warum werden sie gerade besonders nahmhaft gemacht, während Vieles Andere nicht genannt ist? — Alle Wahrscheinlichkeit spricht dafür, dass diese umher-

ziehenden Sänger einen grossen Anhang bei dem Volk hatten, dass sie wesentlich dazu beitrugen, dem Volke, welches den äusserlichen Cultus seiner Naturreligion eingebüsst hatte, den innerlichen Sinn, die natürliche Lebensgewohnheit, die alte Anhänglichkeit an angeborene Anschauungen zu erhalten und aufzufrischen. Nicht öffentlich auftretend, sondern nur in den engeren Kreisen des Hauses, bei Festlichkeiten, wenn des Volkes erregbare Stimmung sie willkommen hiess, mögen diese singenden Volksdichter so lange unbemerkt ihr Wesen getrieben haben, bis die Mönche dahinter kamen und ihnen das Handwerk legten.

Was giebt nun aber — so wird gefragt — Veranlassung die Tulissones vel Lygassones für fahrende Sänger zu halten? — Wir wollen dies näher untersuchen und unsere Auffassung begründen.

Der Volksmund hatte in seiner Weise mit Tuliczon — Lgaszon den Mann benannt, der umherziehend Gesänge und Dichtungen zum Besten gab; es kann der Plural Tuliczony — Lygaszony vermuthet werden. Das vel ist nur aus Missverstand von den Mönchen dazwischen geschoben, denn die Bezeichnung muss als eine einheitliche betrachtet werden. Sie besteht aus dem auf die Wurzel tul Umherziehen (ultima thule) zurückzuführenden Tuliczon ein Umherzieher als Adjectiv und der auf die Wurzel lgać genauer ze-lgać zurückzuführenden Substantivform. Wir würden es für eine plumpe Interpretation halten, wollte man lgać mit dem „lügen“ der modernen Sprachweise ohne weiteres wiedergeben. Das Zeitwort ze-lgać oder lgać scheint an und für sich antiquirt zu sein und existirt überhaupt nur noch in einigen Formen, die Sprache kennt es nicht mehr als vollständiges Verbum; einzelne Formen aber sind im Gebrauch, während für das gewöhnliche „Lügen“ durchweg klamać angewendet wird. Wie sich klamać und lgać dem Sinne und der Bedeutung nach unterscheiden, vermögen wir zur Zeit nicht ausreichend festzustellen. Nur soviel scheint uns annehmbar, dass bei lgać die trügerische Absicht, welche in klamać liegt, ausgeschlossen ist und in lgać mehr dasjenige liegt, was der deutsche Volksmund mit „vorreden, Einem etwas vorreden, fabuliren“ bezeichnet. Wir müssen daher Anstand nehmen Lgaszony lygassones mit „Lügner“ zu übersetzen, wie die Mönche es allerdings thaten, homines mendacissimos; sie fügten indessen nun Vieles andere hinzu, wodurch, offenbar wider Willen, die Characteristik eine ganz andere wird. Mit den

gröbsten Pinselstrichen ist eine feine Schattirung geliefert und die beabsichtigte Schwarzmalerei hat die lichten Tinten bewahrt, welche uns ein hübsches Bild darbieten.

Wollte man annehmen, die Mönche hätten in der Nachricht, welche sie im Anschluss an die Convention von Christburg über den Beruf und die Thätigkeit der Tulissones vel Lgassones geben, nur ein Bruchstück der Agende dieser quasi-Priester bei Leichenbegängnissen geliefert und auch nur liefern wollen, also die genauere Beschreibung eines Cultusactes mit stereotypen Anrufungen, Redewendungen, Phrasen, Expectorationen — so würde dem wohl haltbar entgegenstehen, dass die Chronisten uns über keine andere Partie des Cultus und der Gebräuche bei den Pruzen irgend welche genauere, auf das Wesen der Sache eingehende Nachrichten überliefert haben, am allerwenigsten aber solche, welche die Vorstellung, den Gedankengang, den Ausdruck in der Sprache des celebrirenden Dieners wiedergeben, oder auch nur umschreibend andeuten. — Ganz erklärlich; sie wussten sicher davon sehr wenig und ebenso sicher verstanden sie das Wenige, was sie wussten, nicht. In diesem Fall nun, bei den Tulissonen Lgaschonen, haben sie nun, ob zufällig oder in Anlass eingehenderer Erkundigungen mag nebensächlich sein, mehr als sonst erfahren; sie wissen aber damit nichts anzufangen; es kommt ihnen ja auch gar nicht auf die Sache an, diesen mönchischen Rittern, sondern nur auf den Success ihrer Kirche. Die fahrenden Sänger, die Volksdichter stempeln sie zu Heidenpriestern und die Volksanschauung, die Sitte, den alten Gebrauch, die naturwüchsige Volkspoesie und Romantik degradiren sie zum abscheulichen Götzendienst, jene Mönchsritter, welche von der modernen Auffassung in den ersten Dezennien unseres Jahrhunderts mit allem Zauber der Romantik bekleidet worden sind. — Der dahin geschiedene Held, in den Flammen dem blauen Aether zueilend, wird von den Tulissonen in dichterischer Rede oder Gesang verherrlicht ob seiner Thaten: gen Himmel blickend, mit hoch erhobenen Armen, gewaltiger Stimme schildern ihn diese Seher mit Emphase den Nachbleibenden mitten durch den Himmel auf dem Lieblingsross reitend, im Waffenglanz von feurigen Sonnenstrahlen umwoben, den Falken auf der Hand, umgeben und gefolgt von den Luftgebilden der wilden Jagd, durch die Wolken dahin brausend. Eifert ihm nach, heiliget sein Andenken durch tapfere Thaten, werdet wie Er;

fürchtet nicht die Schatten des Todes; seht, er lebt dort oben; Alles haben wir ihm mitgegeben, das Ross, die Waffen, den Schmuck, die Hunde, die Falken, die Trinkurne! er lebt, die Götter empfangen ihn! So werdet auch Ihr einst leben!

So der dichtende Rhapsode der alten Pruzen! — Ja, sagten die Mönche des Ordens, das müssen wir alles besser wissen als jene verlogenen Komödianten; die Pruzen können gar nicht in den Himmel kommen, die gehören alle in die Hölle, dort werden sie gezwickt werden wegen ihrer Diebereien, Schmutzereien, Raubzüge, Plünderungen und aliis vitiis et peccatis, die gar nicht zu zählen sind. Das merken diese Heiden auch ganz gut; aber die verlogenen Komödianten suchen ihnen das auszureden und was wir mit vieler Mühe gut gemacht haben, das verderben sie wieder. — Fort mit ihnen! fort mit aller Volkspoesie, die doch nur eitel Lüge und Aufschneiderei ist.

Durch diesen crassen Gegensatz mönchischer Aufklärung und naiver Gemüthsrichtung ist uns von den Chronisten unbewusst jene so überaus characteristische Schilderung des in dem Pruzenvolk lebendig gewesenen romantisch poetischen Sinnes aufbehalten worden, eine Ueberlieferung, die werthvoller ist, als man sie seither zu schätzen geneigt gewesen, denn sie stimmt vortrefflich zu dem Bilde dieser echten Naturkinder, wie es uns aus anderen Erscheinungen und aus den ihrer entstellenden Ueberzüge entkleideten und gereinigten Darstellungen des Mittelalters entgegentritt; sie stimmt vollständig zu den Ueberbleibseln der schönsten Volkspoesie, welche uns in den lithauischen Dainos, in den randas und singes der Letten, in den Märchen und Liedern der Esten, in dem Epos des Finnen glücklicherweise aufbehalten ist, ein langsam dahin schwindender harmonischer Nachhall, der uns eigenthümlich berührt und seine eigene Sprache zu uns redet.

Wollte man Tulissones und Lgaschones mit dem wörtlichen „Umherziehende Lügner“ wiedergeben, so wäre damit in der That gar kein vernünftiger Sinn zu verbinden. Professionirte Lügner mit fast priesterlichen Functionen bei den Pruzen anzunehmen, dazu liegt in Wahrheit keine Veranlassung vor. Die Uebersetzung durch „Umherziehende Fabulirer“ wird, wenn wir nicht geradezu „Fahrende Sänger oder Volksdichter“ sagen wollen, jedenfalls der Wahrheit am Nächsten kommen. Erinnern wir uns ferner daran, dass noch bei einem festlichen Gelage in der Marienburg zu Zeiten

des Hochmeisters Winrich v. Kniprode ein pruzischer Volkssänger Rixel figurirt, welcher die Thaten Waidewuts besingt, aber von Niemand verstanden wird; man verhöhnt ihn, beschenkt ihn mit tauben Nüssen und schickt ihn fort, während ein Nürnberger Meistersänger, der des Bachus Lob sang, reichlichen Dank einerntete.

Es würde nun noch übrig bleiben, das Verzeichniss der pruzischen Götter, wie es von dem Bischof Georg v. Polentz in der von ihm 1530 entworfenen Kirchen-Agende überliefert ist, einer eingehenderen Untersuchung zu unterwerfen.

Die seitherigen Resultate unserer Untersuchung scheinen uns indessen einer solchen zu überheben. Wir vermögen auf den ersten Blick zu erkennen, dass jenes Verzeichniss ohne irgend ein System auf gut Glück hingeworfen ist und der Verfasser sich gar nicht veranlasst fand, einen kritischen Maasstab daran zu legen. Wir finden darin Potrimpas, Perkunos und Pjekolos verzeichnet, aber nicht als hervorragende Figurationen, sondern zusammengeworfen mit einer Masse sogenannter Götter, die sich aber nicht als solche, sondern einfach als die Gebilde der spielenden Phantasie eines zum Fabuliren sehr geneigten, dem Aberglauben ergebenen Volksstammes herausstellen, wie die Etymologie der Namen, welche man bei Hartknoch, Joh. Voigt u. A. nachlesen möge, es ergiebt. Es sind Dämonen, nicht Götter, mit denen das naive beschränkte Volk die leblose Natur bevölkerte und jedem von ihnen einen eng begrenzten Wirkungskreis beilegte. Es verkehrte mit diesen Geistern, glaubte von ihnen abhängig zu sein, suchte sie durch Opfer und Gaben günstig zu stimmen; es kann aber nicht nachgewiesen werden, dass das Volk diesen Geistern und Dämonen göttliche Ehrerbietung erwies und in ihnen eine Gottesidee verkörpert erscheint, wie in den drei Hauptgöttern. Ueberdem aber finden wir diese Dämonenserie nur speziell bei den Litthauern und Letten.*) Die Namen sind sämmtlich lettisch und der Kurko fehlt gänzlich. In den nicht lithauischen Distrikten der Provinz Preussen, in denen noch jetzt Slaven wohnen, wie z. B. in Masuren, findet sich weder im Volksmunde, noch in den Ortsnamen irgend eine Erinnerung an jene Dämonologie, während sehr deutliche

*) Ausser den von dem Bischof Georg v. Polentz aufgeführten Göttern giebt Kohl in seinem Werke: Die deutsch-russ. Ostseeprovinzen noch folgende

Spuren des Pjerun, des Pjekolos und des Kurko sich dort nachweisen lassen und überdem Aberglauben aller Art gerade dort den fruchtbarsten Boden gefunden hat. Die Gestaltungen dieses Glaubens an Geister, Zauberei, Beschwörung u. s. w. sind aber doch sehr wesentlich von der Dämonologie verschieden, wie sie nach des Meletius u. A. Ueberlieferung sich in dem lettischen Stamme ausgebildet hatte.

Nach alledem glauben wir annehmen zu sollen, dass diese Nebengötter, Schutzgötter und Dämonen, welche Bischof Georg v. Polentz aufgezeichnet, speciell den Litthauern und Letten angehört haben und es jedenfalls angezweifelt werden kann, ob sie Eigenthum des gesammten Stammes der Pruzen gewesen seien, dessen Sprachüberreste entschieden nicht litthauisch sind, wenngleich sie ihm in mancher Hinsicht nahe zu stehen scheinen. Schon im Eingange haben wir der Ansicht Benders Rechnung tragend, darauf hingewiesen, dass nach den verschiedenen Stämmen aus denen das Volk der Pruzen sich nach und nach gebildet hatte, auch verschiedene Gruppen von Göttern angenommen werden müssen, — oder correcter ausgedrückt, müssen wir sagen, dass gewisse Götterfigurationen allen Stämmen gemeinsam waren, während in einzelnen Stämmen, namentlich im lettischen, sich eine Dämonologie eigenthümlicher Art ausbildete und einzelne Nebengötter als Lokalgötter eine nicht unwesentliche Bedeutung erlangt zu haben scheinen. Benders Ansicht, dass die Preussen zwischen Weichsel, Ostsee, Litthauen und Polen im Grossen und Ganzen als ein ursprünglich einheitliches Volk aufzufassen seien, welchem sich östlich und nordöstlich in weiten Räumen das Gebiet der sprachlich den Preussen nächst verwandten Litthauer und Letten anschliesst, um so einen einzigen (gewöhnlich lettisch mit Gesammtnamen benannten) Volksstamm darzustellen — bedarf unseres Erachtens, einer Modification. Es lässt sich nämlich — wir können beinahe sagen, historisch — nachweisen, dass zur Zeit als der

---

Götter und Dämonen der Letten und Lithauer an: den Wezzais Taews alten Vater; — Ligo Gott der Freude — Jôds der Kriegsgott — Pelwiks Aufweicher, Gott der Sümpfe — Zemneeks Flurengott — Putschkêtis Vogelschnell, Gott der Vögel — Kûma Gott der Speisen und Gelage — Waizgantos Flachsgott — Laima maminja Schicksalsmütterchen — Zemmes mâte Erdmutter — Swetas meitas heilige Mädchen, ihre Gehilfen — Debbes bungoteis Himmelspaukenschläger als Epitheton des Perkunos.

Ritterorden das Land mit Krieg überzog, die Kreise Strasburg, Thorn, Culm, Graudenz, Marienwerder, Marienburg zum guten Theil von Wenden besetzt waren. — Dass aber längs der Weichsel von Danzig ab bis nach dem jetzigen Polen hinein eine andere Völkerschaft Vesten und Niederlassungen inne hatte, welche sich ganz unzweifelhaft als Sitze von Dänen und Jüten, vielleicht Gothen, nachweisen lassen — dass ferner der Löbauer Kreis von einer, wie es scheint, germanischen Völkerschaft, den Sassen, bewohnt war und weiterhin im Süden der Provinz Masovier sassen, so dass für einen exclusiv Pruzischen Stamm — wenn man einen solchen durchaus als einen besonderen behaupten will, was sich schwer durchführen lässt — nur das Land zwischen Drewenz und Pregel etwa übrig bleibt.*) Nun kann es aber nicht dem geringsten Zweifel unterliegen, dass alle diese Stämme zur Zeit des deutschen Ordens unter dem Namen Pruzen zusammengefasst wurden und jedenfalls irgendwie eine Einheit gebildet haben müssen, als welche sie sich auch, wie man wohl annehmen kann, im Kampfe mit den deutschen Rittern erwiesen. In welcher Form diese Einheit ihren Ausdruck fand, wie und wann sie entstand, dies wird wohl für immer ein ungelöstes Räthsel bleiben. Dass in Betreff der Gottesidee eine Einheit vorhanden gewesen sei, dass ein gemeinsamer Cultus, eine wohl organisirte Priesterherrschaft überall bestanden und gerade sie dem Volke ein gemeinsames recht festes Band bereitet habe, darüber kann man nicht im Zweifel sein; auffallend freilich bleibt es, dass der hauptsächlichste Widerstand gegen den Orden von denjenigen pruzischen Stämmen ausgegangen zu sein scheint, die das Gebiet der sogenannten Oberländischen Seen, der Alle und des Pregels inne hatten; diese Stämme sind wahrscheinlich Litthauer gewesen.

Aus den im Wege der Sprachforschung gewonnenen Resultaten in welchen sich in Bezug auf staatliche Einrichtung und Cultus ein wohlgegliedertes Ganzes darbietet, werden wir die Ueberzeugung gewinnen, dass wir es bei den Pruzen mit vollständig hierarchischen Institutionen zu thun haben, wie sie offenbar dem orientalischen Character der Stämme entsprachen, die sich am Gestade der Ostsee zusammengefunden hatten. Das geistliche und weltliche Oberhaupt des Volkes war offenbar der Kriwe, der Ver-

*) Vergleiche Joh. Voigt Gesch. v. Marienburg. S. 26.

borgene, der nur durch den Mund der Priester seine Anordnungen und Entscheidungen kund gab. Vielleicht gab es einen obersten Kriwe, den Kriwe-Kriwwoit, den Führer der Kriwen und unter ihm in den einzelnen Landschaften besondere Kriwen. Den Bezirken oder grösseren Gemeinden standen die Woitlud, die Volksführer vor, Priester, Richter und Heerführer zugleich. Diese Priester und Beamte scheinen von den Opfern und Gaben gelebt zu haben, welche den Göttern reichlich dargebracht, von ihren Dienern in Empfang genommen und verwendet wurden. Orakel, Spruchstätten, Opferstätten, heilige Haine und Gewässer waren im Lande vertheilt. Der kindliche beschränkte Sinn des Volkes, seine Naivetät und leicht erregte Phantasie gewährten dem Aberglauben und Fabuliren den weitesten Spielraum. — Nach den vortrefflichen erschöpfenden Arbeiten Toeppens und Benders, auf welche wir hingewiesen haben, muss es überflüssig erscheinen, diese skizzirten Grundzüge noch weiter zu einem grösseren Bilde ausmalen zu wollen. Es fehlt dazu aber auch die Veranlassung und Berechtigung, insoweit dieser Untersuchung eben durch den auf uns überkommenen alten Sprachschatz bestimmte Grenzen gesteckt sind; die alte Sprache selbst sollte Auskunft geben und Urkunden nebst Traditionen sollten commentiren. So nur schien es möglich mit Sicherheit die Urgestaltungen der Gottesidee eines Volkes, oder einer Völkergruppe zu enthüllen und jene primitiven Anschauungen zu erkennen und zu fixiren, deren Rudera in unverständlichen Bruchstücken der Sprache und in seltsamen Sitten und Gewohnheiten räthselhaft in unsere Zeit hineinreichen. Die Abwandelung und Profanation, welche diese naive und reine Idee im Laufe der Zeiten durch eine beschränkte, das Volk terrorisirende und täuschende Priesterherrschaft erfahren hat, nachzuweisen und darzulegen, den Aberglauben in allen seinen Stadien zu verfolgen, lag ausserhalb des Zweckes dieser Schrift.

Es bedarf schliesslich noch einer Erörterung darüber, mit welchem Rechte das Slavische hier überall zur Erklärung hat herangezogen werden können, während nach den Ueberbleibseln der Sprache der Pruzen zu schliessen, diese jedenfalls nicht zum slavischen, sondern zum lettischen Sprachstamm gehörte und doch unter allen Umständen die geistige Entwickelung eines Volkes nur aus seiner eigenen Sprache erklärt zu werden vermag. Wenn man den Einwurf erheben sollte, dass unter diesen Verhältnissen

die angewandten Ableitungen aus dem Slavischen auf eine Illusion hinauslaufen, so würden wir einem solchen Einwand seine formelle Berechtigung nicht absprechen; in materieller Beziehung indessen den Einwurf als nicht begründet nachzuweisen vermögen. Dieses scheinbare Dilemma muss geklärt und gelöst werden und wir geben daher Folgendes zu erwägen. Die Ableitungen aus dem Slavischen, wie wir sie hier consequent durchgeführt haben, lieferten nicht ein Stückwerk, sondern ein Ganzes, dem man eine organische Gliederung, einen sinnvollen befriedigenden Zusammenhang schwerlich wird absprechen wollen und können. Die Einheit würde entschieden gelitten haben, ja, ganz verloren worden sein, wenn die Ableitung einer Partie auf das Slavische, einer anderen auf das Lettische, einer dritten auf das Gothische oder gar Romanische basirt worden wäre. Wir können nicht umhin in dem Umstande, dass die consequente sprachliche Durchführung der Untersuchung ein wohlabgerundetes Ganzes erstehen liess, einen nicht von der Hand zu weisenden Beweis für die Richtigkeit und Verlässlichkeit des eingeschlagenen Weges und der erreichten Resultate zu erblicken.

Hierin liegt entschieden eine gute nicht zu erschütternde Basis. Es entsteht nun die Frage: Wie ist diese Basis mit der Thatsache zu vereinigen, dass die Pruzen nicht Slaven waren und folglich nicht slavisch sprachen, sonach auch ihr geistiges Leben, ihre Gottesidee nnd die Gestaltungen des Cultus nicht in dem slavischen Idiom zum Ausdruck kommen konnten? —

Im Verlauf unserer Untersuchung haben wir schon darauf hingewiesen, dass die Pruzen (Schleuderer) ein Mischlingsvolk waren, welches sich allmählig aus Letten, Lithauern, Jüten, (vielleicht Gothen) und Wenden zusammengesetzt hatte. Der Name Pruzen ist, selbst dem wendischen Sprachstamm entsprossen und wie die seitherigen Untersuchungen mit ziemlicher Wahrscheinlichkeit dargethan haben, dem lettischen Urvolke von den aus dem Südwesten herandringenden, die Weichsel überschreitenden und die Letten aus den Wohnsitzen auf dem rechten Weichselufer verdrängenden Wenden, beigelegt worden. Es ist hierauf, wie aus der Sage von Bruteno und Woitwud hervorzugehen scheint, eine Vereinigung dieser beiden Völker erfolgt, für welche, sowie für sämmtliche gemischte Stämme, die zwischen Pregel und Weichsel sassen, im Laufe der Zeit der Gesammtname „Pruzen“ im Aus-

lande gangbar wurde. Die Resultate der neueren Untersuchung über die sogenannte Sprache der alten Preussen*) lassen es als höchst wahrscheinlich erscheinen, dass in jenen Zeiten nach der wendischen Einwanderung sich eine Amalgamirung des wendischen und des lettischen Sprachstammes in dem Gebiete zwischen Pregel und Weichsel vollzog, welche aber nicht etwa nun eine eigenthümliche Sprache schuf, sondern ein Sprachgemisch darstellte, in welchem beide Stämme ihre originale Eigenthümlichkeit beibehielten, Manches aber aus der einen Sprache in die andere überging. Die sogenannte Sprache der Alten Preussen sind wir seither gewohnt nach den Ueberbleibseln des Katechismus von 1561 zu beurtheilen und v. Bohlen sowohl wie andere Sprachforscher haben diesen Katechismus allein ihren Untersuchungen zu Grunde gelegt. Es geht indessen schon aus der Entstehung dieses Katechismus zur Genüge hervor, dass derselbe unmöglich „die Sprache der Alten Preussen" enthalten haben kann, vielmehr nur einen Dialect des Lettischen enthielt, der in Samland und Natangen, also in sehr kleinen Gebieten gesprochen wurde, während man ihn in anderen Landestheilen gar nicht verstand. Es konnte auch nicht anders sein, da ja eben die Pruzen ein Mischvolk waren nnd es gar nicht zweifelhaft sein kann — die alten Ortsnamen weisen schon darauf hin — dass an der Weichsel und Drewenz ein anderes pruzisches Idiom gangbar war, als am Pregel und der Alle. Ebensowenig wie man von den alten Preussen als von einer einheitlichen, originalen Gesammt-Nation sprechen kann, ebensowenig kann man folgerichtig eine alte preussische Sprache als einheitliche Stammsprache gelten lassen; man wird nie vergessen müssen, dass man es mit einzelnen Volksstämmen und mit einzelnen Dialecten und Sprachstämmen zu thun hat.

Hat nun der Katechismus von 1561 nach einer Seite hin einen Lichtschein auf die sprachlichen Verhältnisse der an der Ostsee angesessenen alten Stämme verbreitet, so müssen wir nach

*) Zu vergleichen: Ueber die Sprache der Alten Preussen vom Professor v. Bohlen im Anhang zu Band 1 der Geschichte von Preussen von Joh. Voigt. — Einige Reste der altpreussischen Sprache von Dr. M. Toeppen in der Altpreuss. Monatsschrift Band IV. Heft 2. 1867. — Die Uebereinstimmung der Wendischen Ortsnamen in der Lausitz mit denjenigen des Culmer Landes in den Neuen Preuss. Provinzial Blättern.

der anderen Seite auf die neueren Arbeiten Neumanns und Toeppens verweisen, denen die Sprachforschung unserer Provinz eine wesentliche Förderung verdankt. Während aber in dem Katechismus schon ein ziemlich vollständiges Sprachmaterial vorhanden war, welches die Forscher ihren Untersuchungen zum Grunde legen konnten, haben Neumann und Toeppen den durchaus originellen Weg eingeschlagen, sich dieses Material erst zu schaffen indem sie sich der mühsamen und weitschichtigen Arbeit unterzogen, die Ueberbleibsel der preuss. Sprache, wie sie sich noch hin und wieder im Munde des Volkes, in Sitten, Gebräuchen, im Aberglauben der noch heute im Schwunge ist, zu finden scheinen, zu sammeln; sie durchforschten aber auch die gedruckten und ungedruckten Dokumente, Verträge, Privilegien, Zinsregister, Geschäftsbücher und andere Urkunden aus der Ordenszeit und stellten daraus eine nicht unerhebliche Anzahl von Ausdrücken zusammen, welche offenbar von den Ordensbeamten der pruzischen Sprache entnommen waren und deren Erklärung und Lösung eben nun die Aufgabe der Sprachforschung ist. So mässig nun auch noch der so gewonnene Sprachschatz im Verhältniss zu dem grossen Ganzen der alten damaligen Ursprache sein mag, so gewährt er doch bereits einige recht interessante Momente. So weit sich nämlich schon jetzt darüber urtheilen lässt geht daraus zur Genüge hervor, einmal: dass die Sprache der überwundenen Stämme von den Ordensbeamten in einer ganz entsetzlich corrumpirten Gestalt in das Deutsche übertragen, oder vielmehr in der deutschen Schriftsprache wiedergegeben ist*) — und ferner: dass ein grosser Theil der vermeintlich pruzischen Worte dem Slavischen, namentlich dem weichen wendischen Idiom angehört und daraus seine vollständige, der Anwendung entsprechende Erklärung findet. Was sonach für altpreussische Sprache gehalten wird, ist zum

*) Man sollte es kaum für möglich halten — und dennoch ist es so nach dem Sinn und Inhalt der verschiedenen urkundlichen Notizen — dass die Ordensbeamten aus dem slavischen podkommor Voigt, Schaffner das Wort Pakmor machen, und aus Krajany owies zusammengezogen Krajowies grün geschnittener Hafer, Grünfutter, das Wort Craysewisse, Crawssewesen. Nur Unbekanntschaft mit dem Slavischen konnte dazu verleiten craysewisse etymologisch auf crays Heu und wyse Hafer als vermeintlich pruzische Worte zurückzuführen, wie es in dem Vocabular wirklich geschehen ist.

Theil Wendisch, zum Theil Lettisch und Litthauisch. Welche Stelle, welchen Antheil in diesem Sprachgemisch das Gothische hatte, lässt sich zur Zeit noch nicht übersehen; dass es aber überhaupt betheiligt war, ist auf Grund der überkommenen Tradition mit Fug anzunehmen.

Durch diese Ergebnisse der Sprachforschung findet das Dilemma, welches wir vorhin wahrnahmen seine natürliche Lösung. Wir dürfen freilich vor den Consequenzen derselben nicht zurückschrecken und wollen sie ohne Weiteres dahin zusammenfassen: ein originaler Stamm sind die „Preussen, Pruzen" nicht gewesen, das Volk, welches so genannt wurde, bestand aus Letten, Litthauern, Wenden, Jüten und Gothen; die Sprache war keine gemeinsame, einheitliche; es scheint aber eine Sprachmischung eingetreten zu sein; die Figurationen der Gottesidee und der Cultus waren dem Mischlingsvolk zur Zeit der Unterjochung durch den deutschen Orden gemeinsam, man muss sie aber als Ergebniss Jahrhunderte dauernder Wandelungen und langsam sich vollziehender Prozesse des Völkerlebens auffassen, wobei es unentschieden bleibt, welchem Stamme die Urfiguration, welchem die Abwandelung zuzuschreiben sei und wodurch sie hervorgerufen wurde; den Wenden scheint die Ausbildung des Cultus und der sozialen Einrichtungen zugetheilt werden zu können.

Indem wir hier abbrechen, sind wir uns bewusst, dass damit eine Untersuchung nicht geschlossen sein kann, welche an und für sich zu den schwierigeren Aufgaben gehört und deren Natur es in sich birgt, dass nur eine Schritt vor Schritt sich bewegende Lösung zu haltbaren Resultaten führt. Wir wissen, dass wir in vielen Stücken die Auffassung gegen uns haben, welche seit fast einem halben Jahrhundert gleich einer liebgewordenen Gewohnheit, getragen durch den Ruf und die Geschicklichkeit früherer Forscher sich bei uns eingebürgert hat. Wir sind uns indessen bewusst in dieser Untersuchung einen Weg eingeschlagen zu haben, der eine wissenschaftliche Berechtigung für sich hat; die gewonnenen Resultate sind somit nicht das Ergebniss subjectiver Auffassung, sondern nothwendige Folge der sich darbietenden Erwägungen. Wenn damit die seitherige Auffassung und Behandlung der vorhistorischen Zeit des Pruzenlandes und seiner Urbewohner umgestaltet werden, — wenn dadurch der Orden der deutschen Ritter

und seine Unterjochung der Pruzen zum Theil in einem anderen Lichte erscheinen und die Farben der Romantik, mit denen so lange das Bild gemalt war, bleicher werden sollten, — so würde der Verfasser dies nicht beklagen können; er würde vielmehr der Meinung sein, dass damit die Einbusse an dem einen Theil, welche man vielleicht empfinden könnte, durch den Gewinn an Erkenntniss, der andern Theiles für die Alterthumswissenschaft und die Klärung jener so dunkeln Urzustände des Pruzenlandes entspringen muss, reichlich aufgewogen wird.

In dem Verlage von Wolf Peiser in Berlin, Auguststr. 73 sind ferner erschienen:

Pierson, Oberlehrer Dr. William. Leitfaden der preussischen Geschichte. Nebst chronologischen und statistischen Tabellen. Preussische Regententafel. Wachsthum des brandenburgisch-preussischen Staates. Zeittafel der preuss. Geschichte. Preussischer Geschichtskalender. Genealogische Uebersicht des Hauses Hohenzollern. Zweite verbesserte und vermehrte Auflage. VI und 190 Seiten. 8°. geh.

Preis 8 sgr.

Von den vielen äusserst günstigen Beurtheilungen, welche schon die erste Auflage dieses Leitfadens in der gelehrten Journalistik erfahren, sei es uns gestattet, nur die eine, welche die Berliner Blätter für Schule und Erziehung in No. 42 vom 19. Oktober 1865 gebracht, im Auszuge hier abzudrucken:

„Das vorliegende Handbuch wird ein neues Unterstützungsmittel zur Hebung des Unterrichts der vaterländischen Geschichte in den Schulen bieten. Zwar haben wir schon mehrere ähnliche Werke, aber wenn sie auch den Stoff im Allgemeinen ausreichend bieten, und der für sein Objekt begeisterte Lehrer auch diesem Stoff den rechten Geist einzuhauchen weiss, so versteht das nicht jeder, und der Stoff bleibt gar leicht eine todte Masse. Das gerade zeichnet dieses Büchlein vor andern seines Gleichen aus, dass es von einem vaterländischen Hauche, einem ächt preussischen Sinne durchdrungen ist, der die Thatsachen nicht unhistorisch färbt oder in einem falschen Lichte erglänzen lässt, aber jede, auch scheinbar unbedeutende Begebenheit in dem rechten Zusammenhange, als mitwirkend zu der grossen Aufgabe, welche dem preussischen Volke und Staate von der göttlichen Vorsehung nach allen richtig gedeuteten Anzeichen gestellt ist, zu bezeichnen weiss. Gerade dadurch erhebt sich das Buch weit über die Bedeutung eines Leitfadens und wird zu einem Katechismus der preussischen Geschichte, der ebenso für Elementar- oder Mittelschulen brauchbar als für höhere Schulen ausreichend ist. Der Herr Verf. hat dies, was an sich als ein Widerspruch erscheinen könnte, durch eine besondere Einrichtung des Druckes möglich gemacht; er hat nämlich dasjenige, was Pensum für die Elementarklassen höherer Schulen oder für Mittelschulen bestimmt, durch grösseren Druck unterschieden von demjenigen, was man für obere Klassen, für gereiftere Schüler aufzusparen pflegt.

Diese letzteren Abschnitte enthalten auch sehr schätzbare Notizen zur Verfassungs-, Kultur- und Religionsgeschichte. Ref. verweist unter Andern auf S. 10—12*) über die Germanisirung der Slavenländer und die Einrichtung und Verfassung der ersten Deutschen in den Ländern zwischen Elbe und Oder und weiter hinaus bis zur Weichsel und an den Küsten der Ostsee; auf S. 16—18 über die Zustände unter den Kurfürsten aus dem baierischen und luxemburgischen Hause; S. 23 über die Gründung Berlins, S. 31—33 über den Verfall des mittelalterlichen Wesens in Staat und Kirche und das Auf-

*) Wir geben die Seitenzahlen nach der neuesten Auflage.

kommen neuer Formen; S. 38 und 39 über die Bedeutung der Provinz Preussen und ihrer Germanisirung für Deutschland; S. 53 und 54 der Einfluss des 30jährigen Krieges auf den leiblichen und geistigen Wohlstand des Volkes; S. 64 und 65 über die Staatsverwaltung unter Friedrich Wilkelm I. u. s. w.

Wer diesen Leitfaden mit dem grösseren Werke desselben Herrn Verf. vergleicht, wird demselben leicht die Behauptung desselben als richtig zugestehen, dass „dies Buch kein Auszug aus dem grösseren Werke sei, er aber wohl die sehr zahlreichen und zum Theil nutzbaren Recensionen, die über dasselbe erschienen sind, hier verwerthet habe".

Dem Buche sind von S. 145 bis 192 noch manche statistische, chronologische, genealogische Tafeln beigegeben, die wir ebenfalls als willkommene Beigaben bezeichnen, namentlich die zweite über das Wachsthum des brandenburgisch-preussischen Staates S. 148—151, aber auch die genealogische Tafel des Hauses Hohenzollern u. s. w.

Pierson, Oberlehrer Dr. William. Electron oder: Ueber die Vorfahren, die Verwandtschaft und den Namen der alten Preussen. Ein Beitrag zur ältesten Geschichte des Landes Preussen. 1869. gr. 8°. eleg. geh.

Preis 1 Thlr. 10 sgr.

Das Buch besteht aus 7 einzelnen mit vielen Anmerkungen versehenen Abhandlungen, welche wie folgt lauten:

1) Die ältesten Nachrichten über das Bernsteinland bis zu Ptolemäus.
2) Die guttische Verwandtschaft im Süden während des Altherthums.
3) Die Nachrichten über das Bernsteinland von Ptolemäus bis Wulfstan.
4) Die Missionen Adalberts und Bruns.
5) Der Bericht Adams von Bremen.
6) Der Name von Preussen.
7) Kämpfe der Preussen im 11 und 12ten Jahrhundert.

Zur besseren Orientirung ist dem Werke ein alphabetisch geordnetes Namen- und Sach-Register, sowie ein Verzeichniss der Quellen und der benutzten oder verglichenen neueren Schriftsteller beigegeben.

Auch diese Arbeit des Hrn. Verf. hat schon vielfach Anerkennung gefunden; so schreibt die altpreuss. Monatschrift Band 6, Heft 5 und 6:

Ein Buch von geringem Umfange, das wahrhafte Schätze birgt. Der Verfasser hat die vorhandenen Quellen mit dem ganzen Apparat, welchen die neuere Wissenschaft dargeboten, geprüft: er hat seine Forschung vorzugsweise auf die theils noch vorhandenen, theils überlieferten Namen ausgedehnt, ihre Etymologie mit der fast aller nordeuropäischen Sprachen verglichen, das Entlegenste mit dem Nächsten in Verbindung gesetzt, und auf Grund der geistvollsten Kombinationen Resultate erzielt, welche — zum grossen Theile — so leicht nicht werden zu beseitigen sein. Es liegt nahe, dass nicht Alles neu ist, was er behauptet oder beweist. Man erkennt aber erst an seinem Buche, welch ein Unterschied ist zwischen den Uphagen, Prätorius und Andern, die wohl zuweilen auch das Rechte treffen, aber ohne sich der Gründe bewusst zu werden; instinctiv, wenn man will, aber planlos und ohne alle historische Kritik. Nur der eine Hartknoch kommt neben diesem Buche nicht zu Schaden. Er wächst, wie alles Grosse, je ferner wir ihm treten. —

Das Magazin f. d. Literatur des Auslandes:

Der gelehrte Verf. bietet mit seinem Werke eine neue Vorgeschichte des Landes Preussen, die nicht allein durch tiefes Quellenstudium sich auszeichnet und daher in historischer Hinsicht allen Ansprüchen reichliche Befriedigung gewährt, sondern auch dem gebildeten Laien ein interessantes Bild der Urgeschichte seines Vaterlandes und seiner Vorfahren aufrollt. Unser wärmstes Interesse wird erweckt, weun wir, von diesem Führer geleitet, auf den erst von ihm angebahnten Pfaden in die bis jetzt in sagenhaftes Dunkel gehüllte Vorzeit blicken, und wir erstaunen billig ob des hochehrwürdigen Alters von Preussens Stammbaum, dessen gigantische Wurzel tief verborgen ruht im Schosse der Bernsteinküste. Besonders hervorzuheben ist, dass der Verfasser Licht in das sogenannte Dunkel der Vorgeschichte Preussens zu bringen versucht, dass es ihm im reichen Masse gelungen. „Wenn wir auch darauf verzichten müssen, über den Inhalt des Lebens unserer Urahnen viel zu erfahren (sagt der Verfasser in seiner Vorrede) — der Wunsch, die Spuren ihres Daseins höher hinauf zu verfolgen, auch die ersten Pfade ihrer Blutsfreunde und das gemeinsame Lager, aus dem die verwandten Stämme kamen, genauer und vollständiger zu erkunden, als es bisher geschehen ist — mich dünkt, wenigstens dieser Wunsch geht über das Erreichbare nicht hinaus und es ist eine Hauptaufgabe dieses Buches, ihn seiner Erfüllung näher zu bringen.“ — Wir können das Buch bestens empfehlen allen Denen, welche sich über die Vorgeschichte des Landes Preussen zuverlässig unterrichten wollen.

Die Nord. Allgem. Ztng.:

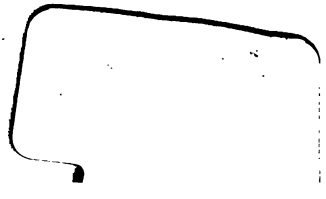
Das Buch enthält eine Reihe von Abhandlungen, die, wie der Verf. im Vorwort angiebt, als neue quellenmässige Vorgeschichte des Landes Preussen dienen sollen und die sich durch Gründlichkeit und Gehalt das Anrecht auf Anerkennung in recht vielen Kreisen des Publikums erwerben.

Die Neue Preussische Zeitung:

Eine Reihenfolge von geistreichen und werthvollen kleinen Abhandlungen über die ältesten Nachrichten vom preussischen Bernsteinlande vor Ptolemäus, über die guttische Verwandtschaft im Süden etc. Wir wissen mit Sicherheit über die alten Preussen sehr wenig, es ist daher um so dankenswerther dass der fleissige Historiker diesen Versuch gemacht hat, wenigstens einige Punkte klar und festzustellen, was ihm denn, besonders auch mit Hilfe der Namenforschung häufig in sehr zufriedenstellender Weise gelungen ist.

Die Berliner Revue:

....Herr Dr. Pierson giebt die Geschichte der Preussen bis zur Herbeirufung dss deutschen Ordens und hat hier ebenso Ausgezeichnetes geleistet. Jeder Preusse muss sich für das Volk interessiren, von dem der ganze grosse Staat den Namen bekommen hat.

Aehnlich äussern sich die Kölnische Zeitung, Spenersche Zeitung, der Allgemeine literarische Anzeiger u. A.

Druck von Rosenthal u. Co., August-Strasse 80.